



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 30.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von
W. Hanna.

(Fortsetzung.)

Meine Gedanken kehrten von Annie auf mich selbst zurück, ich begann mein eigenes Fühlen zu erforschen und legte mir die Frage vor: Liebst du Annie? Ja, in gewissem Sinne, nein, in einem andern. Meine Anhänglichkeit an sie war von so wahrer, tiefer Natur, daß ich sie sicherlich für Liebe gehalten haben würde, wäre jene Episode aus meiner Schulzeit nicht gewesen. Aber selbst nach so langer

Zeit noch geriet mein Blut in raschere Wallung, fing mein Herz an stärker zu pochen, wenn ich an Madeline dachte. Von all dem aber wußten die guten alten Leutchen ja nichts, sie hatten sich's augenscheinlich in den Kopf gesetzt, daß wir zwei, Annie und ich, wie für einander geschaffen seien und ein Paar werden müßten. Ob mich diese Entdeckung freudig oder traurig stimmte, darüber war ich mir selbst nicht klar, es war ein seltsamer Widerstreit der Gefühle in mir, über den ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Bevor ich jedoch Zeit hatte, mich tiefer in dies Thema zu versenken, öffnete sich die Küchentüre und Annie trat selbst auf die Schwelle, ich sah sie deutlich im Lichte des offenen Gemäches. Sie trug einen langen schwarzen Mantel, eng um die Schultern gezogen, die Kapuze über den Kopf geschlagen.

„Ich gehe nur ins Dorf hinunter, ich bin gleich wieder hier,“ hörte ich sie eine Frage ihrer Mutter beantworten. Dann trat sie über die Schwelle, die Thüre hinter sich zuziehend.

Draußen stand Annie einen Augenblick wie überlegend still und ging dann eilenden Schrittes vorwärts, ich unwillkürlich hinter ihr drein. Bei der Dorfstraße bog sie ab und betrat einen Fußpfad, der auf kürzestem Wege zu der Mine führte. Neugierig, wohin sie wohl gehen werde, folgte ich ihr.

Sie beschleunigte ihren Lauf immer mehr, als sie ungefähr halbwegs der Mine war, bog sie wieder ab und lief auf den alten Greystockturm zu.

Greystockturm nannte man in der Umgegend eine alte, halbverfallene Ruine, deren cyheuüberwuchertes Gemäuer



Die Mine von St. Gurlott. Auf ihren Knien lag Annie und weinte bitterlich. (S. 350.)

auf einer kleinen Anhöhe einige hundert Fuß vom Strande entfernt lag, die Leute sagten, es sei nicht recht geheuer dort. Selbst Annie, so hatte ich wenigstens bis dahin gemeint, teilte diesen Aberglauben, um so mehr war ich nun erstaunt, sie in nächstlicher Stunde dorthin eilen zu sehen mit einer Hast, als ob ihr Leben davon abhinge.

Als sie bei der Ruine angelangt war, hielt sie an, sie schien auf etwas zu lauschen. Rund herum aber lag alles grabesstill, nur das monotone Branden des Meeres war hörbar. Begünstigt durch die tiefen Schatten der Nacht näherte ich mich ihrem Standpunkt.

Plötzlich vernahm ich einen leisen Pfiff, es klang wie ein verabredetes Zeichen.

„Hier bin ich!“ sagte Annie mit gedämpfter Stimme. Dann löste sich aus dem Dunkel eine Gestalt, eine männliche war es, und trat zu ihr.

So groß war mein Erstaunen über dies alles, daß ich einen Augenblick unfähig war, mich von der Stelle zu regen, aus dem bergenden Schatten jedoch überwachte ich unablässig die beiden. Wer der Mann war, konnte ich nicht herausfinden, die Dunkelheit der Nacht verhüllte sein Gesicht vollständig, nur so viel konnte ich bemerken, daß er größer als Annie war und eine brennende Zigarre im Munde hatte.

Sie standen nahe bei einander in augenscheinlich ernstem Gespräch, was sie aber sprachen, davon vermochte ich nicht eine Silbe aufzufangen. Nun wandten sie sich seitwärts und jetzt hielt ich es an der Zeit, dazwischenzutreten.

Mit zwei Sätzen stand ich mitten zwischen ihnen — Annie schrie laut auf, der Mann stieß eine Verwünschung aus, doch lief er nicht weg, sondern sah mir starr ins Gesicht.

Jetzt war ich der Ueberraschte. Der Mann war George Redruth, mein Patron!

Die gegenseitige Verblüffung war so groß, daß sekundenlang keiner von uns einen Laut hervorbrachte; Redruth, als der kaltsblütigere, fand zuerst Worte.

„Was thun Sie hier, Trelany?“ fragte er in schroffem Tone.

„Meine Cousine will ich nach Hause führen, Herr,“ erwiderte ich.

„So?“ höhnte er. „Es dünkt mich eher, Sie spionieren.“

„Das wäre am Ende nicht so schlecht, als auf verdächtigen Wegen zu gehen,“ warf ich ihm erregt ins Gesicht.

Annie sprang zwischen uns.

„O Hugh, lieber Hugh!“ rief sie voll Angst, ihre Hände auf meinen drohend ausgestreckten Arm legend.

George Redruth that einen Schritt vorwärts.

„Regen Sie sich nicht auf, Annie,“ sagte er kühl, während ich ihn hätte niederzuschlagen können. „Und Sie, mein Herr,“ fügte er, sich an mich wendend, hinzu, „mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten; ich habe etwas mit der Dame da zu verhandeln und fordere Sie auf, Ihrer Wege zu geben.“

„Das werde ich nicht!“

Kaum hatte ich dies gesagt, so hob er sein Stöckchen, das er in der Hand führte, und schlug mich über die Schulter. Im Nu entwand ich es seiner Hand und griff zu einem Schläge aus, der ihn zu Boden gestreckt haben würde, hätte Annie sich nicht im selben Moment zwischen uns geworfen.

„Das sollst Du mir zahlen, Schuft!“ knirschte Redruth und verschwand mit einem wilden Fluch in dem Dunkel.

Annie wollte ihm nachsehen, augenblicklich aber schritt ich ihr nach und fasste ihren Arm.

„Du wirst mit mir gehen, Annie,“ sagte ich, sie festhaltend.

Sie brach in heftiges Weinen aus. „O Hugh,“ schluchzte sie, „was hast Du gethan! Du wirst uns zu Grunde richten — Dich, den Vater und uns alle!“

Ich ließ mich aber nicht abwendig machen, ich hielt sie fest und führte sie den Feldweg zurück nach dem Elternhause.

Während des Heimwegs fiel kein Wort. Ich dachte, sie würde mir irgend eine Erklärung über die Scene geben, deren Zeuge ich geworden, doch sie blieb stumm. Als wir beim Hause angelangt waren, stand sie still und sprach:

„Hugh, Du wirst weder Vater noch Mutter etwas davon sagen, nicht wahr?“

„Nein, nein,“ unterbrach ich sie. „Hab keine Angst, aber ein Auge will ich auf Dich haben in Zukunft, verlaß Dich darauf!“

„O, zürne mir nicht, Hugh!“ bat sie flehentlich. „Ich hab, weiß Gott, nichts Böses zu thun vermerkt, es sollte Dir und dem Vater zu gute kommen!“

„Laß Du uns nur selbst für unser Wohl sorgen und bleib Du hübsch in Deinen vier Wänden,“ erwiderte ich.

„Laß Dir's gesagt sein, Annie!“

Sie wischte sich die Augen, suchte sich bestmöglichst zu fassen, und so traten wir mit einander ins Haus.

Die Alten waren über unser gemeinschaftliches Nachhausekommen verwundert, schienen es aber nicht ungern zu sehen. Sie bemerkten auch Annes Erregung und sahen sich gegenseitig bedeutungsvoll an; ich wußte, was sie dabei dachten. Da ich befürchtete, näher befragt zu werden, so erklärte ich, nachdem Annie eilig gute Nacht gesagt und in ihr Zimmerchen gegangen war, daß ich meine Notizbücher vergessen, deshalb umgekehrt sei und dann Annie auf dem Rückweg begegnet und heimbegleitet hätte. Dann holte ich meine Hefte und begab mich schnellstens nach der Mine, meine Nacharbeit zu thun — meine Gedanken aber schweiften weit ab von den Büchern, es überkam mich wie bange Ahnung.

Neuntes Kapitel.

Als ich wieder nach Hause kam, lag schon alles zu Bette, wie ich jedoch an Annes Thüre vorbeiging, war mir's, als ob ich sie schluchzen hörte. Ich klopfte leise an, erhielt jedoch keine Antwort; möglich, daß ich mich auch getäuscht hatte.

Andern Morgens nahm sie wie sonst am Frühstück teil. Sie sah etwas blaß aus und warf hin und wieder einen fragenden Blick auf mich. Als ich mich zum Gehen anschickte, langte sie nach ihrem Hut und sagte: „Ich begleite Hugh ein Stückchen Wegs, Mutter.“ Dann verließ sie mit mir das Haus. Als wir eine Weile still neben einander gegangen, legte sie plötzlich ihre Hand auf meinen Arm und sagte in schüchternem Tone:

„Hugh, ich bin heute morgen schon aus gewesen, ich habe den jungen Redruth gesprochen.“

Mein Gesicht mußte sich merklich verfinstert haben, denn sie setzte schnell hinzu: „Du darfst nicht böse werden, Hugh, sicher, Du darfst's nicht. Ich that's in der besten Absicht. Ich war so besorgt wegen gestern Abend, ich fürchtete, daß er Dich entlassen würde, und er hätte es auch ohne Zweifel gethan, wenn ich nicht vermittelt hätte; jetzt ist alles wieder im reinen.“

„Du hast bei ihm für mich gebeten?“ sagte ich. „Das hättest Du nicht thun sollen. Wenn er mich entlassen will, so mag er es so halten, ich kann mein Brot auch anderswo verdienen.“

Statt aller Antwort fing Annie zu weinen an. Gegen Weiberthänen aber kommt' ich mein Lebtage nicht standhalten, ich that darum, was ich nur konnte, suchte sie zu beruhigen, gab ihr einen Kuß auf die feuchte Wange, schalt mich selbst einen rauhen, hitzigen Burschen und versicherte sie, daß sie das beste, schuldloseste Cousinchen von der Welt sei. Das brachte sie auch wieder zu sich, sie sah mit traurig freundlichem Blick zu mir auf und lächelte unter Thränen.

„Du willst mir also versprechen,“ sagte sie, „zu thun, als ob nichts vorgefallen sei, und von den Vorgängen dieser Nacht weiter keine Notiz zu nehmen?“

„Ich will es,“ antwortete ich, „wenn Du mich zu überzeugen vermagst, daß ich damit auch richtig handle.“

„Gewiß thust Du das, Du zeigst mir damit, daß Dir an meinem Frieden etwas gelegen ist,“ erwiderte sie. „Denn denke doch nur, Hugh, wenn Du nun wieder Streit anfängst und davor entlassen werden solltest, so würde die Geschichte unter die Leute kommen, Vater und Mutter würden alles erfahren und — o Hugh, lieber Hugh, sei gut und füge Dich, um meinetwillen füge Dich!“

Sie faltete bittend ihre Hände und sah mir bang stehend ins Gesicht wie ein hilfloses Kind.

Wie ich so hinunter sah in ihre großen Augen, da nun voll Thränen standen, kam urplötzlich der Gedanke über mich: „Wie, wenn du jetzt nach ihrer Eltern Wunsch handelst und zu ihr sprichst: Annie, gib mir ein Recht, Dich zu beschützen, werde mein Weib, und ich will alles thun Dir zu liebe.“ Aber ein gewisses Etwas hielt mich davon ab, ich schwieg und der stimmungsvolle Augenblick ging vorüber.

„s ist schon gut, Annie,“ sagte ich. „Härm Dich nicht weiter, kleiner Kindskopf. Ich werde ja wohl nichts beginnen, was Dir schaden möchte, Dir!“

Einige Zeit lang war von dem jungen Herrn nichts mehr zu sehen noch zu hören, alles ging seinen altgewohnten Gang. Endlich, am vierten Tag darauf, kam er wieder nach der Mine. Er verhandelte eifrig mit Johnson, mit mir sprach er kein Wort, dann und wann aber sah er nach mir herüber mit Blicken tiefinnersten Hasses.

„Welch eigenen Einfluß,“ sagte ich mir, „muß Annie auf ihn haben, daß dies Gefühl sich nicht Luft macht?“

Ich gedachte jedoch meines Versprechens, that, als ob ich seine Blicke nicht bemerkte, und es hat auch sicher damals kein dritter nur zu ahnen vermocht, wie wir beide mit einander standen.

Wie lange es in dieser Weise hätte fortgehen können, kann ich selbst nicht sagen, die Situation sollte sich schnell genug ändern.

Eines Tages beschloß meine Tante verschiedener notwendiger Einkäufe wegen nach Ralmouth zu gehen und fuhr früh morgens mit John Ruddy's Botenwagen ab, Annie allein zu Hause lassend.

Schon beim Frühstück war mir das Mädchen auffallend verstimmt vorgekommen, das ging mir nicht aus dem Kopf und so machte ich mich denn im Laufe des Nachmittags für kurze Zeit frei und eilte heim, um nach ihr zu sehen.

Wie ich vor dem Hause anlangte, hörte ich zu meiner Ueberraschung, daß im Innern laut gesprochen wurde, es waren zwei Stimmen, die eine klang herrlich und zornig, die andere leise und bittend. Noch weit größer aber war mein Erstaunen, als ich in die Küche trat. Eine ältere Dame, keine andere wahrhaftig, als die alte Mrs. Redruth, George Redruths Mutter, stand inmitten der Küche und vor ihr auf ihren Knien lag Annie und weinte bitterlich.

Von Mrs. Redruth wußte jedermann zwei Dinge: daß sie immer fränklich war und daß sie trotz alledem einen eisernen Willen besaß. Im Dorfe übte sie große Gewalt aus und war weit mehr gefürchtet als geliebt, manches, was ihr verstorbener Gemahl oder ihr Sohn Hartes und Unbilliges gethan, war auf ihren Einfluß zurückzuführen. Was ihr Aeußeres anbetraf, so war sie eine große, hagere Dame mit scharfgeschnittenen Zügen, deren Gesicht von geisthafter, unheimlicher Blässe war.

Keine der beiden Frauen hatte mein Eintreten bemerkt. Mrs. Redruth sprach gerade.

„Ihre Thränen vermögen mich nicht zu berühren,“ sagte sie, „ich bin kein unreifer Mann, kein toller Liebhaber, wohl aber eine Mutter, die es fühlt, wenn ihrem Kinde Gefahr droht. Ich weiß, daß Sie Ihr Möglichstes thun, ihn in Ihre Arme zu locken, aber nehmen Sie sich in acht! George Redruth soll Ihr Opfer nicht werden, eher vernichte ich Sie, hören Sie, tausendmal eher Sie!“

„O gnädige Frau!“ schluchzte Annie, „so hören Sie doch —“

„Nichts, nichts will ich hören, hören von Ihnen, von der jedes Wort Lüge sein muß. Ich habe Sie zusammen gesehen mit meinem Sohne. Zum letztenmale: lassen Sie ab von ihm oder ich mache Sie zu Schanden vor dem ganzen Dorfe!“

Sie wandte sich, das Haus zu verlassen, und fand sich mir gegenüber, Gesicht zu Gesicht. Der zum Gehen erhobene Fuß stockte, sie öffnete die Lippen, wie um zu sprechen, dann aber begann sie sich eines andern und ging stolzen Schrittes an mir vorüber zum Hause hinaus.

Ich war unfähig, ein Wort hervorzubringen, wie versteinert stand ich da und schaute nach meiner Cousine, die in Thränen aufgelöst in einen Stuhl gesunken war. Dann plötzlich kam es über mich wie eine Eingebung. Ich ging auf sie zu, hob sie von dem Stuhle empor und schloß sie in meine Arme.

„Annie,“ sagte ich, „liebe Annie, mach dem ein Ende. Gib mir das Recht, Dich zu beschützen vor allem, was Dir von jener Seite drohen könnte — werde mein Weib!“

Sie sah mich starr an, mit großen Augen wie ein erschrockenes Kind.

„Dein Weib, Hugh?“ löste es sich langsam von ihren Lippen. „Dein Weib?“

„Ja, Annie,“ antwortete ich, „das heißt, wenn Du mich lieb genug haben kannst.“

Auf's neue fing sie an bitterlich zu weinen und flog mir dann um den Hals.

„O Hugh, lieber Hugh!“ schluchzte sie, „Du bist wahrhaftig die beste, treueste Seele, und Dein gutes Herz ist's auch allein, das Dich so fragen läßt; lieb, Hugh, hast Du mich nicht!“

Ihre Worte schnitten mir ins Herz, ich fühlte, daß sie die Wahrheit sprach.

„Wie man's nimmt, Annie,“ sagte ich. „Ich versteh's nicht, romantisch zu schwärmen wie andere, aber ich glaube, daß ich Dir darum kein schlechterer Gatte sein würde. Gern hab' ich Dich immer gehabt, von jener Nacht an, wo ich hierher kam und Du mir den ersten Willkommengruß botest. Wir sind stets gute Freunde gewesen, nicht? Und nun komm und sag mir, ob wir noch viel bessere werden wollen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Hugh, bleibe, was Du immer mir gewesen — mein einzig geliebter Bruder.“

„Sprichst Du so, weil Du meinst, daß ich Dich nicht lieb genug habe, Annie?“

„Nein,“ antwortete sie. „Glaube nicht, daß es das sei. Es ist nur um so besser für Dich, daß Du nicht in mich verliebt bist; denn selbst wenn es so wäre, so könnten wir zwei doch nimmer Mann und Frau werden.“

Erstaunt sah ich sie an — wie Schuppen fiel mir's plötzlich von den Augen. Nun erst verstand ich sie. Annie hatte ihr Herz bereits vergeben an einen andern, und dieser andere stand so hoch über ihr. Arme, arme Annie!

(Fortsetzung folgt.)

Heber Celluloid und seine Verwendung.

Von

H. Naab (Zorgau).

(Nachdruck verboten.)

Prüfen wir irgendwelche Pflanzenteile mit dem Mikroskop, so stellt sich heraus, daß dieselben aus verschiedenen, teils mit flüssigen, teils mit festen Körpern angefüllten Zellen bestehen. Die Wandung der letzteren bildet bei allen Pflanzen der nämliche Stoff: die „Cellulose“, ein im allgemeinen weißer, geschmack- und geruchloser Körper. Die Baumwolle ist fast reine Cellulose. Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht dieser Pflanzengestoff aus 44,5 Prozent Kohlenstoff, 6,2 Prozent Wasserstoff und 49,3 Prozent Sauerstoff. Eine sehr ähnliche Substanz, Tunicin genannt, findet sich im Tierreich, in den Mantelhüllen der Tunicaten. Sie bildet beim Kochen mit Säuren gährungsfähigen Zucker.

Cellulose ist in der Form von Papier schon längst technisch Gemeingut. Aus starkem, ungeleimtem Papier bereitet man Pergamentpapier, indem man dasselbe in Schwefelsäure eintaucht. Die Faser erhält dadurch eine hornartige Beschaffenheit und stellt nach dem Auswaschen und Trocknen ein Produkt dar, welches tierischer Blase ähnelt. Feines, sogenanntes schwedisches Filtrierpapier besteht aus fast ganz reiner Cellulose. Wird der beim Pergamentpapier vorliegende Prozeß fortgesetzt und weiter ausgebildet, so entsteht Celluloid oder, wie der Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Reulcau es nennt, Zellhorn, eine Bezeichnung, die unbedingt den Vorzug verdient, leider sich aber nicht einbürgern zu wollen scheint.

Die Cellulose wird, um Celluloid zu gewinnen, mit Schwefelsäure und Salpetersäure behandelt; sie wird dadurch gelblich, durchscheinend, teigig und kneubar. Nach der 1877 von dem Amerikaner H. S. Gantt in Albany angegebenen Methode beschäufelt man breites, aus der Papiermaschine kommendes Seidenpapier mit einem feinen Regen der beiden Säuren und befreit es nachher durch ein Wasser-

bad vollständig von der Säure. Nach dem Auswaschen wird die Masse zusammengeballt, einem beträchtlichen Druck unterworfen und getrocknet, dann wieder gebrochen. Die Stücken werden in eine Schleuder gebracht und ausgeschleudert, wobei sie schnell trocknen, demnächst nochmals zerleinert und nun mit etwa 110 Prozent Kampfer versetzt.

Kampfer gehört zu den flüchtigen (ätherischen) Ölen und kommt als eine feste, weiße, kristallinische, starkriechende Substanz, die man aus dem Holze des in Japan und Ostindien wachsenden Kampferbaumes darstellt, im Handel vor. Derselbe ist ebenfalls aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt; demnach tritt bei der Bildung von Celluloid nur in der Mischung der Bestandteile eine Veränderung ein, die übrigens wohl lediglich mechanischer, nicht chemischer Natur ist. Die den Kampfer enthaltende Masse wird erwärmt, verflüchtigt und zu dünnen Lamellen ausgepreßt, aus welchen nach abermaliger Zerleinierung stabförmige Rohstoffstücke entstehen. Der Rohstoff hat ungefähr das Ansehen von blondem Horn, ist schwach durchscheinend, elastisch und trotzdem sehr fest. Scheimerat Neuleaux lobt die Härte und die „angenehme Griffbarkeit“ des Materials.

Wir dürfen das Celluloid als eine Vereinigung von Schießbaumwolle und Kampfer betrachten. Die 1847 von Schönbein entdeckte Schießbaumwolle (Pyroxylin) bildet sich bei Einwirkung eines Gemisches von Salpetersäure und Schwefelsäure auf Baumwolle. Sie weicht in ihrem Aussehen durchaus nicht von gewöhnlicher Baumwolle ab, ist dagegen in hohem Grade explosiv. In höherer Temperatur oder durch Schlag verbrennt sie unter Verpuffung sehr rasch und ohne Kohle zu hinterlassen. Ueber die Verwendbarkeit der Schießbaumwolle sind die Akten noch nicht geschlossen. Sie sollte artilleristischen Zwecken dienen, hat sich indes ansehnlich als Ersatz für Schießpulver nicht bewährt, wenigstens Abel in Woolwich nach längeren Untersuchungen sie als besonders geeignet für submarine Sprengungen (Torpedos) bezeichnet. Eine merkwürdige Wendung ging vor sich. Man beobachtete, daß sich die Schießbaumwolle unter gewissen Bedingungen in einem Gemisch von Alkohol und Äther zu einer klebrigen, dicken Flüssigkeit auflöst, welche das sogenannte Kolloidum darstellt. Auf eine Fläche aufgetragen, löst das Kolloidum nach dem Verdunsten des Lösungsmittels eine feine, aber feste, vollkommen durchsichtige und für Wasser undurchdringliche Haut zurück. Hieraus beruht dessen Anwendung in der Photographie, sowie in der Chirurgie als Verband- und Klebmittel. So wanderte die Schießbaumwolle aus den Pulvermagazinen in die Lazarete; sie heilt Wunden, anstatt solche zu schaden.

Bei der Diskussion über einen am 4. Februar 1878 von Herrn Scheimerat Neuleaux über Celluloid gehaltenen, von letzterem im Oktober vorigen Jahres mir gütigst zur Verfügung gestellten Vortrag hebt Dr. Martius hervor, daß schon im Jahre 1863 der Engländer Paries aus einer Mischung von Schießbaumwolle und Kampfer habe Waren anfertigen lassen, daß aber die Undurchsichtigkeit der Masse ein Hindernis für weitere Verbreitung der Artikel gewesen sei. In derselben Sitzung behauptete Dr. Frank, die Ehre der Erfindung des Celluloids gebühre einem Deutschen. Es wurden Aufschlüsse aus Kolloidum gefertigt und Vorträge in Frankfurt a. M. hat darauf hingewiesen, daß ein Zusatz von Terpentinöl, welches dem Kampfer sehr nahe steht, das Kolloidum biegsam und formbar mache. Diese Bereitungsweise ist angeblich in Vergessenheit geraten.

Ich lasse dahingestellt, wessen Haupt der Vorber zu schmücken hat, und wende mich zu der Bedeutung unseres Schätzlings für das praktische Leben. Die Ansichten hierüber haben sich seit 1878 wesentlich geändert.

Alles Celluloid, welches in den Vereinigten Staaten von Nordamerika fabriziert wird, stammt aus der Fabrik von Gebr. Hyatt in Newart (New-Jersey). In Europa existieren nur zwei Fabriken, die sich mit der Herstellung von Celluloidartikeln beschäftigen: die Compagnie Franco-Américaine in St. Denis bei Paris und die Gummi-, Guttapercha- und Asbestfabrik (vormals Amerikanische Gummi- und Celluloidwarenfabrik) in Mannheim, in welcher mehrere hundert Arbeiter thätig sind.

Die Anwendung des Celluloids, das man bleichen und dem man jede beliebige Farbe geben kann, ist eine überaus mannigfaltige geworden. Dem Eisenblech ist durch dasselbe ein gefährlicher Konkurrent entstanden. Schloßpatte, Malachit, Bernstein, Korallen lassen sich durch Zellhorn täuschend nachahmen. Man fertigt daraus Protzen, Ohrringringe, Halsbänder, Uhrketten, Armbänder, Fingerringe, Streichholzstängel, Rämme, Ohrlöffel, Nagelreimer, Quarnadeln, Haarpföpfe, Schalen für Messerhefte, Hülsen für Taschenbleistifte, Sägen- und Stodgriffe, Cigarren- und Pfeifenstiele, Schachfiguren. Die Rämme bewähren sich vortreflich, sie sind außerordentlich haltbar und haben wegen ihrer Unzerbrechlichkeit die Rämme aus Hartgummi in manchen Gegenden aus dem Felde geschlagen. In der Jagntechnik und Chirurgie spielt das Celluloid eine namhafte Rolle. Künstliche Gebisse aus Zellhorn sind weit verbreitet. Aus ganz dünnem, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Millimeter starkem Celluloid werden Ornamente, Waffen und so weiter hergestellt, die für Alumboden, Cigarrenetuis, Visitenkartenständer ungemein wirkungsvoll sind. Von Eduard Pahtmann in Dresden, Pragerstraße 7, habe ich ein Exemplar der Cigarrentaschen bezogen, welche dieser intelligenten Geschäftsmann zur Erinnerung an das im Sommer vorigen Jahres begangene internationale Turnfest hat anfertigen lassen. Die hier in Leder eingepreßten Celluloidcigarren sind eine ausgezeichnete Leistung.

Ziegler, Sohne & Comp. in Rulha haben mir Celluloidcigarrenstiele geliefert, die von Bernstein sich schwer unterscheiden lassen.

Leider gestehen nicht alle Kaufleute dem Kunden zu, daß er ein Surrogat vor Augen hat. Das Kasseninteresse trägt über die Wichtigkeit den Sieg davon, und von Gewissensbisse freier Biermänner verkaufen die viel billigeren Celluloidschalen für Eisenblech, Bernsteinware und dergleichen mehr. Mit der Zeit wird das Publikum gewöhnter werden und sich beim Einkauf besser vorlesen.

Celluloidartikel sind sehr leicht zu erkennen. Sie sind zwar an und für sich vollkommen geruchlos, beim Reiben und auf frischen Bruchflächen nimmt man den Kampfergeruch jedoch deutlich wahr.

Die Eigenschaften des Celluloids, daß man in die noch weiche Masse Metallanlagen machen kann, wird von vielen Fabrikanten ausgenutzt. Das Zellhorn verbindet sich wie fester Kitt mit dem

Metall, so daß sich die verschiedenartigsten und zierlichsten Einlegearbeiten mit demselben zuwege bringen lassen. Der Stoff wird durch Erhitzung bis 125 Grad Celsius so plastisch, daß man ihm jede Form zu geben vermag. Man legt die Gold-, Silber- und so weiter Einlagen in die Hohlform für das zu fertigende Stück, dann das weiche oder gefärbte Zellhorn warm darauf und preßt nun den Formstempel ein. Die Metallkörperchen gewinnen dabei festen Halt. Eine mir von der Mannheimer Fabrik freundlichst überlassene weiße Streichholzblöcke mit einem eingepreßten Ridelobold, deren Material jeder für Eisenblech hält, gibt einen reizenden Schmuck für den Rippestisch ab. „Diese Einlegearbeiten“, sagt Herr Scheimerat Neuleaux in dem oben erwähnten Vortrag, „haben nach meiner Ansicht in kunstgewerblicher Hinsicht eine große Zukunft. Hier geht nicht ein Stück wie das andere aus der Maschine hervor, die Hand hat vielmehr die Möglichkeit, je sie kann nicht umhin, kleine Variationen in der Zusammenlegung der Stücken zu machen.“ Diese Erwartungen haben sich bedauerlicherweise nicht ganz erfüllt. Es hat an den nötigen Hinweisen für die große Menge gefehlt.

Die Veruche, Billardkugeln aus Celluloid herzustellen, sind mißglückt. Auch ist es nicht gelungen, den Stoff den Zwecken der Telegraphie dienstbar zu machen; Zellhorn gehört zu den Isolatoren. Herr Neuleaux glaubte, es werde in der Telegraphie die Guttapercha, also auch das durch Imprägnieren von Guttapercha oder Kautschuk mit Schwefel entstehende hornartige Ebonit verdrängen. Der höhere Preis des Zellhorns hat es dahin bis jetzt nicht kommen lassen.

In Amerika bedienen sich die Schuhmacher des Celluloids für Einlegeböden und zum Beschlagen der Schuhspitzen anstatt des Weisings. Sogar zur Anfertigung von Wäppearstücken (Tragen und Mantelstücken) hat man das Celluloid ausgenutzt. Diefelben sollen mir: gut gestärkte Leinwand aussehen und monatelang getragen werden können. Die Reinigung geschieht einfach mit Wasser und Seife.

Das Celluloid hätte sich noch weit mehr Eingang verschafft, wenn nicht große Bedenken hinsichtlich seiner Feuergefährlichkeit gehagt würden. Man hält es für explosiv und leicht verbrennlich. Ich muß diesem Vorurteil entschieden entgegenstellen. Selbst durch starken Stoß und kräftiges Hämmern kann Zellhorn nicht zum Explodieren gebracht werden. Wird es direkt in die Flamme gehalten, so brennt Zellhorn etwas rascher als Siegellack ohne Detonation ab und hinterläßt ein wenig Asche, jedenfalls eine Folge der Färbung durch mineralische Substanzen. Wird die lebhaft brennende Flamme ausgeblasen, so glüht schließlich die ganze Masse unter starker Kampferdampfentwicklung. Offenbar pflanzt die Schießbaumwolle die Entzündung allein fort, während der Kampfer abdestilliert. Die glühende Substanz ist nicht im Stande, worauf bereits im Jahre 1879 die „Badijsche Gewerbezeitung“ aufmerksam machte, andere brennbare Körper zu entzünden. Direkt in eine Flamme gehalten brennen fast alle unsere Bekleidungsgegenstände. Durch das Celluloid wird die Sicherheit keineswegs besonders gefährdet. Kommt eine Dame auf dem Ball einer offenen Gasflamme zu nahe, so wird der auf ihrem Rücken prangende Celluloidjacket nur dann in Flammen ausgehen, wenn schon die Kleider in Brand geraten sind.

Ein Abenteuer am Wege zu den Goldminen in Südafrika.

(Bild S. 352.)

„Dem gewöhnlichen Wege der Einwanderung der Diamanten- und goldgrubigen Europäer folgend, war ich von der Kapstadt in Kimberley angekommen, fand aber dort meine Erwartungen aufs größte enttäuscht und müßte, als ich in der Heimat den Entschluß zur „Afrikafahrt“ faßte, blicke ich in die Zukunft.“ So erzählte mein Freund Heinrich B., während wir in einem hübsch eingerichteten Zimmer seines väterlichen Hauses in dem „goldenen“ Mainz an unserem deutschen Rheine nach zehnjähriger Trennung uns wieder gegenüber saßen und im grünen Röhmer das Rheingold glänzte. „Ja“, fuhr er fort, „ich war nicht immer auf Rosen gebettet, wenn ich mich auch jetzt manchmal nach den freien Ebenen des Böhmenlandes mit förmlichem Heimweh zurückdenke!“

Hier sei mir erlaubt, die Persönlichkeit meines vielgereisten Freundes etwas näher zu beschreiben. Er war von wahrhaft imponierender, großer Gestalt, dabei aber geschmeidig und ein blondgelehter Kopf mit einem energischen Gesicht, dessen Charakter hauptsächlich eine lähn gebogene Adlernase und ein martialischer Schnurrbart zeigten, lag fast zwischen den Schultern. Was aber besonders jedem, der mit B. verkehrte, sofort auffiel, war sein Auge, das blaue, glänzend, mit durchdringender Schärfe blickte und das ihm deshalb auch unter seinen Corpsbrüdern auf der kleinen mitteldeutschen Universität, die er als Mediziner besucht hatte, den Ehrennamen „Sperber“ eingetragen. Nachdem er den Fologus im Jahr 1870 als Freiwilliger mitgemacht, hatte der unruhige Kopf, nach Absolvierung seiner Prüfungen, um unlieben pfundierten Erörterungen seinem Vater gegenüber aus dem Wege zu gehen, sein ihm von der verstorbenen Mutter zukommendes geringes Vermögen flüssig gemacht und dann sein Heil im „schwarzen Weltteil“ gesucht. Nun war er zurück und arbeitete sich in die väterliche Praxis ein.

Mit wenigen Schillingen noch in der Tasche langte ich in der Stadt — so nannte man die Ansiedlung in der Nähe der Claims, aus welchen die Diamanten gewonnen werden — an, nahm Heinrich den Baden wieder auf, während ich in meinem Stiegenbuch blätterte, und obwohl ich auf Grund einiger Empfehlungsbriefe, welche ich glücklicherweise in Elizabethport mir hatte geben lassen, wenigstens Unterkunft fand, so überzeigte ich mich doch bald, daß mit der ärztlichen Praxis auf die Dauer nicht viel zu machen sei und nur das „Diggen“, das heißt Diamantenwaschen, übrig bleibe. Da schickte mir der glückliche Jussell als wohlhabenden Kranken einen Diamantenhändler, und nachdem ich denselben geheilt, was mir eine weit größere Summe, als ich gehofft hatte, eintrug, beschloß ich, mich nach Norden zu begeben und an den Goldminen am Tati mich zu versuchen, unterwegs aber der Jagd und naturwissenschaftlichen Studien mich zu widmen.

Während dieser Erzählung hatte ich zahlreiche Bilder des Stiegenbuchs mit hübschen Gegenden, seltenen Tieren und prächtigen Blumenbildern betrachtet, als plötzlich die fesselnde Skizze, welche in unserem Bilde näher ausgeführt ist, mir ins Auge fiel. Ich bat meinen Freund um deren Erklärung, welcher Bitte er auch nach einigen einleitenden

den Worten über das Hochland am Marico und Tatisfluss, dem Schauplatz des Abenteuers, bereitwillig nachkam.

„Es war ein wahrhaft lieblicher, klarer Morgen, dessen goldene Strahlen das herrliche Grün der weiten Grasbene, über welche nur wenige Rindern hervorrugten, mit einem glänzenden Schein überzog, als wir das von einigen ziemlich tief eingeschnittenen Schluchten durchschnittenen Hochplateau erreichten. Wir folgten, nämlich ich und meine zwei Diener, die Zulu-Matabeles Menon und Veluga, dem Zuge der goldhaltigen Tatisflüsse, an deren Fuß die Minen liegen. Unser von Ochsen gezogener Wagen folgte mit einem weichen Diener, Pitt, der Sicherheit halber auf eine Viertelstunde Entfernung nach und wir bildeten gewissermaßen die Vorhut. Wir hatten uns alle drei gut bewaffnet, da uns gesagt worden war, daß am Marico, einem Gebirgsflüßchen, das wir zu passieren hatten, in letzter Zeit sich häufig Löwen gezeigt hätten, und so trug jeder der Zulus seinen Afagai, ich führte einen Spencerscarabine mit vollständig geladener Patronenkammer, während ein ebenholzer zweiter, Menon anvertraut, als Reserve galt. Wir hatten gestern den Marico hinter uns gebracht und keinerlei besorgniserregende Wahrnehmungen gemacht, heute, wo uns das Hochland mit zahlreichen, friedlich äsenden Herden von Onus, Vagböden und den sonst so vorsichtigen Hartbeestantilopen und Zebras entgegenlachte, waren wir vollkommen sorglos. Manchmal machten wir Halt, um das schöne Bild mit dem Auge festzuhalten, als ich plötzlich mitten zwischen den Antilopen einen Springbock von seltener Größe wahrte, der meine Jagdlust in hohem Grade rege machte. Ich teilte meinen Begleitern den Plan mit, das Tier zu erlegen, und bald war die betreffende Herde eingekreist und einer der Schluchten zugetrieben, während ich am andern Ende derselben Posto faßte, um aus der fliehenden Herde heraus das ersehnte Stück zu schießen. — Alles ging nach Wunsch, die beiden Zulus trieben das Wild mir zu und, hinter einem Felsblock stehend, gelang es mir, das ziemlich sorglose Wild durch einen Schuß zu töten. Voller Freude kamen meine Helfer herbei und eben schickte sich der gewandte Veluga an, nachdem er die Waffe abgelegt, mit Hilfe seines Genossen das Tier auszuweiden, als hinter uns ein furchtbares Gebrüll ertönte, das, aus nächster Nähe kommend und uns nur zu wohl bekannt, das Blut in den Adern gerinnen machte. Und welcher Anblick zeigte sich, als wir blickten! Die Köpfe wendeten? Niedergerückt erblickten wir den riesigen, schwarzbemähten Kopf eines zum Sprunge bereiten männlichen Löwen, der aus dem Dunkel einer Felspalte, von den Rastfelsen grell umrahmt, uns zugewendet war. Hier galt's Augenblicke! Ich riß den Kolben an die Wange, da ich aber den Kopf gerade vor mir hatte, so war ein Schuß auf den undurchdringlichen Schädel schwer anzubringen und es blieb nur der gähnende Rachen übrig, um durch ihn mit einem tödlichen Schuß das Gehirn der Bestie zu erreichen. Mit Gedankenschnelle hatte ich denn auch diesen Schuß gewagt, und als ich durch den Dampf des Schusses blickte, sah ich zwar hoch aufgerichtet den emporschnehenden Körper des Tiers, der aber in sich selbst zusammenfiel, denn meine Kugel hatte den Weg zum kleinen Gehirn gefunden und dieses zermettelt, wie ich bei der späteren Untersuchung des riesigen Tiers, eines vollkommen ausgewachsenen alten Herrn, fand. Ein zweiter zur Sicherheit hinter das Blatt des Tiers gesandte Schuß machte den Körper der Kugel kaum mehr konvulsisch zucken. Mein Diener Menon, der — mit ebenso rascher Handlung wie die meinige — ausgerissen war, kam nun etwas beherzter zurück, mußte aber dazu noch den Spott Velugas ertragen, denn ich jedoch kaum mehr Mut zutraute, obwohl der ganze Vorfall so schnell verlief, daß er gar keine Zeit zur Nacht fand. Der Anlaß zu dem Abenteuer war mein erster Schuß, der mit dem lauten Echo den schlafenden Herrn der Tiere geweckt hatte. Ich selbst bin später noch oft Löwen gegenübergestanden, nie aber wieder in solch gefährlicher Nähe, und darum fertigte ich unter genauer Wiedergabe der Verhältnisse die Skizze!“

Er schwieg; ich erbat mir das Blatt als Andenken, das nun der Künstler durch seine gelungene Ausführung zu einem solch lebhaften Bilde gemacht.

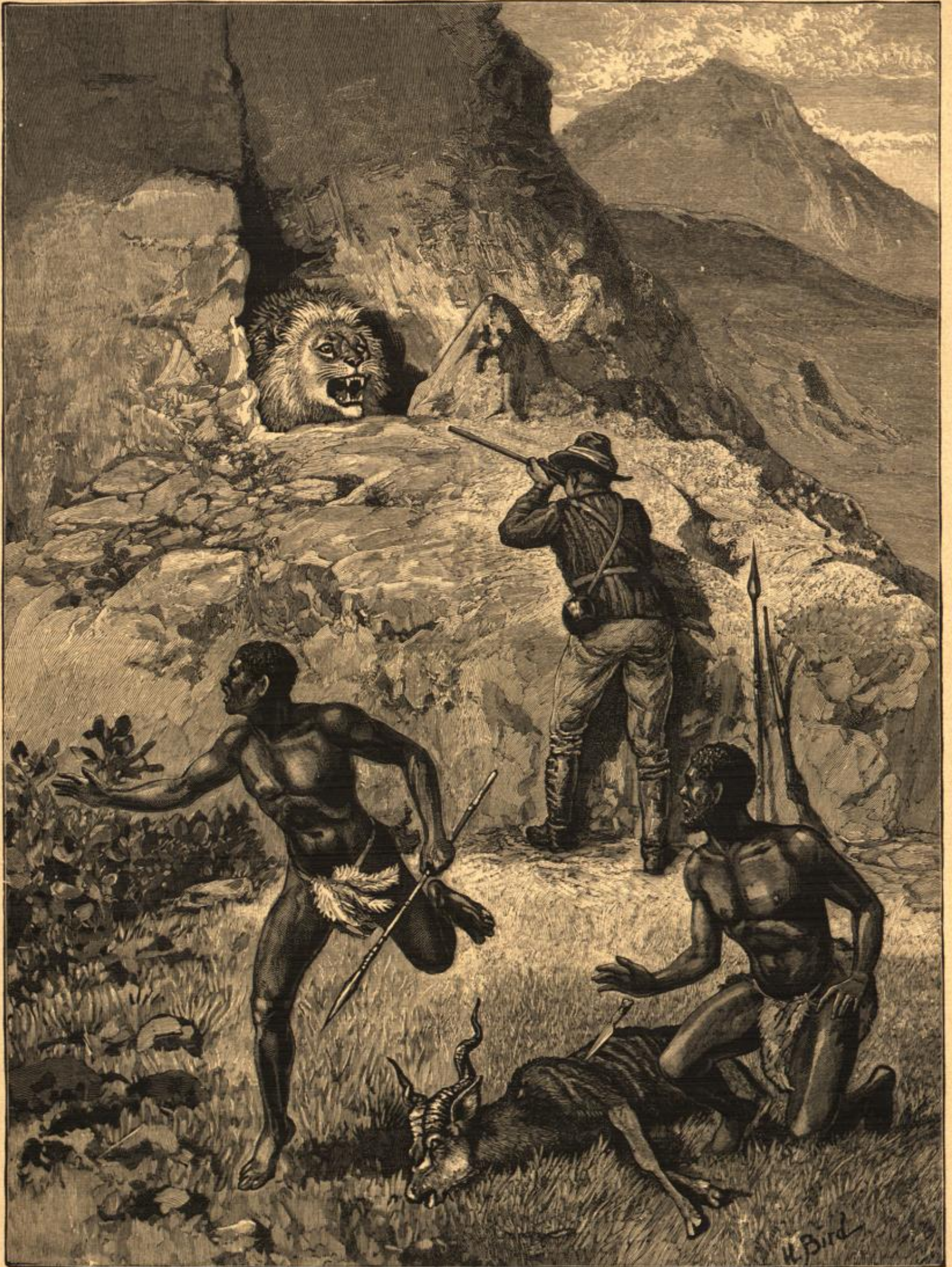
G. Fischer.

Unerwünschter Aufenthalt.

(Bild S. 353.)

„Dr. Jakob!“ — „Ja?“ — „Was ist denn da los?“ — „Ach, gnädiges Fräulein!“ — „Ach ja, ich sehe es schon! Ach, ich armer, unglückseliger, geschlagener Menschenkind! Habe ich euch darum heute zu Nacht einen vergnügten Tag gegönnt, damit mir dies passiere? Da liegt er im Schnee, der alte Sausaus. Hält ich doch einen Mann im Haus! Zum Gespött werde ich für das ganze Land! Meine Mädchen beschließen und betragen mich und ihr — ihr, denen ich eine Freiheit gönne, die unberührt ist — ihr — nun zum Dank setzt ihr mich hier ins Wasser. Wenn ich nur hinaus könnte, aber zu Fuß bei dem Baron ankommen — bei ihm — ich schäme mich zu Tode. Franz, wie kommt er sich nur so weit vergessen. Er ist doch sonst ein vernünftiger Mensch und hält auf Reputation; aber böse Beispiele verderben gute Sitten; und der da mit der roten Nase — längt hinter ich ihm den Laufpaß geben sollen.“ — „Ja, Euer Gnade“, begann der Notnagel, „was ist denn das auch für 'ne Wirtschaft — der — so 'n Weiberregiment! Ruh ich mich, wenn ich mich einmal im Krüge sehen lasse, nicht immer hänseln und narren lassen — nur weil Ihr keinen Mann habt? Soll ich denn für Euch auf die Freite gehen? Ja, Euer Vater, Gott hab' ihn selig... Ja wohl.“ — „Wau, wau!“ — „Wißt du Schweigen, verdammter Rüter, du! Ich habe genug an dem Gellaff! Aus ist es! Weg will ich! Keine zehn Pferde...“ — „Halt's Mel, Ramaul! Raul, Rame!, wußt ich sagen.“ unterbrach ihn der Franz. „Du bist an allem schuld! Hab' ich nicht immer gesagt, es sei genug, wie mühtest du dich? Aber mühtest du nicht immer wieder noch einen hinter die Binde gießen? Und jetzt hier auf dem Eise konnte es natürlich nicht fehlen, daß Du einen Purzelbaum schlägst und mir das Schienbein schindest. Aber warte nur! Ich werd's ihm eintränken, gnädiges Fräulein! Nicht umsonst...“ — „Nicht umsonst, freilich.“ — „Bei das Fräulein, in Thronen ausbrechend, ein, habe ich den Männern ins Handwerk zu pfuschen versucht. Aber, Gott sei Dank! Rettung! Er ist es! O Rudolf, wie gut, daß Sie kommen! Nie, nie mehr will ich...“ Ihre Verwirrung und die Gut ihrer Wangen sagten mehr, als alle Worte.

*) Siehe „Sitzungsberichte des Vereins zur Förderung des Gewerbetreibenden“. Berlin 1878. Verlag von Konrad Simion.



Ein Abenteuer am Wege zu den Goldminen in Südafrika. Zeichnung von H. Bird. (S. 351.)



Wunderlicher Wusthals. Zeichnung von J. J. J. (S. 351.)

Pogos Kamunian.

Lebensbild eines Armeniers

von

Arthur Leish.

(Nachdruck verboten.)

In Erzerum erinnern sich noch viele Leute an ihn, besonders diejenigen, die schon vor dreißig Jahren wussten, daß einst aus diesem Pogos Kamunian ein tüchtiger Mann werden würde.

Sein Vater Wassak Kamunian war ein armer Bauer in einem elenden, nicht weit von Van gelegenen armenischen Dorfe. Im Schweisse seines Angesichtes bestellte er seinen Acker, erntete jedoch stets nur wenig, denn das Stück Land, das er besaß, war klein und dazu noch unfruchtbar. Trotz alledem fristete er sein Leben, und wenn er auch schwer unter der Arbeitslast seufzte, ernährte er doch redlich seine Familie. Aber da überfielen eines Tages die Kurden das Dorf, raubten Hab und Gut der Einwohner und auch die schöne Nina, Kamunians Tochter, und als dieser Widerstand leistete, verwundeten sie ihn und verbrannten seine Hütte. Kamunian war lange krank und arbeitsunfähig und fast wäre er vor Hunger gestorben, denn Zwiebeln, Wurzeln und mitunter ein Fisch waren in dieser Zeit seine einzige Nahrung. Als er endlich wieder genes, verließ er sein Heimatdorf und begab sich mit seinem Weibe und dem kleinen Pogos nach Erzerum, um dort als Tagelöhner seinen Unterhalt zu verdienen. Er fand hier auch wirklich Arbeit, aber da er immer noch kränklich und zu schwerer Arbeit unfähig war, lebte er lange, sehr lange im schrecklichsten Elend. Der kleine Pogos wuchs unterdessen heran und beim Vater Anastasius lernte er sogar schreiben und lesen. Der alte Kamunian verstand das nicht, und deswegen mußte er sich auch sein Leben lang abheben wie ein Büffel und Hunger leiden wie ein Kamel.

„Pogos wird Kaufmann werden,“ sagte er oft und Vater Anastasius, der selbst im stillen einen kleinen Handel betrieb, bestärkte ihn in dieser Meinung und zählte ihm die guten Eigenschaften des Knaben her.

Als dieser vierzehn Jahre alt war, trat er bei einem reichen Türken in den Dienst und war als Kastrum, denn er wusch das Küchengefäß, fütterte die Pferde, machte auf dem Markte Einkäufe, trug Briefe und legte den Hausrat.

Pogos verstand das alles und erfüllte jeden Auftrag mit Genauigkeit, aber trotzdem wurde er oft geprügelt, und der Türke, der den Klagen seines Verwalters willig Gehör gab, prügelte ihn am meisten. Der Knabe ertrug dieses Unrecht geduldig, denn im übrigen ging es ihm im Hause des Türken nicht gerade schlecht, und an den Einkäufen ersparte er sich sogar etwas Geld. Ali, der Verwalter, sagte zwar, daß Pogos stehle, aber das war eine Lüge, denn Pogos stahl nicht, sondern steckte sich nur einen Teil dessen, was er den Krämer und Gemüsehändlern vom geforderten Preise abhandelte, in die Tasche.

„Wenn ich nicht handelte,“ dachte er bei sich, „müßte mein Herr oft das Doppelte zahlen. So aber verdienen wir beide etwas dabei. Mag er es doch versuchen und Ali an meine Stelle auf den Markt schicken.“

Doch der Türke schickte Ali nicht, denn er wußte, daß Ali das Handeln nicht verstand, und zog es vor, sich des jungen Armeniers zu bedienen.

Nach zweijährigem Dienste bei dem Türken hatte er sich schon so viel Geld erspart, daß er sich dafür einen Esel kaufen konnte. Mit diesem machte er nun kleine Reisen und schaffte den Erzerumer Müllern aus den Nachbardörfern Getreide herbei. „Sein Esel war geduldig wie die meisten Esel und schleppte ruhig die Lasten, die ihm sein Herr aufgab, doch dieser war noch geduldiger, und in Hitze und Kälte lief er über Berge und Thäler neben seinem vierfüßigen Freunde her, ohne jemals eine Klage hervorzu-bringen. Trockenes Brot und Zwiebeln waren seine einzige Nahrung und ein Bündel Stroh im Stalle einer Karawanenherberge diente ihm zum Nachtlager.“

Im folgenden Jahre besaß Pogos schon zwei Esel und kaufte jetzt selbst Getreide ein, um es mit Gewinn an die Müller zu verhandeln. Er war also schon Kaufmann, aber das trodene Brot und die Zwiebeln schmeckten ihm immer noch, das Strohlager war ihm noch nicht zu unbequem und an die Anschaffung einer besseren Kleidung dachte er gar nicht.

Auf einer seiner Handelsreisen kam er bis nach Trebissonde, und hier erblickte er zum erstenmale das Meer, die großen Schiffe und fremdländischen Kaufleute. Er war wie versteinert beim Anblicke dieser neuen Welt, aber am meisten erregte seine Bewunderung Herr Gregor Murianz, ein armenischer Großhändler. Dieser war gekleidet wie der französische Konsul, hatte große Magazine, ein Comptoir und in diesem Comptoir mehr als zehn Schreiber. Jeder dieser Schreiber sah auch aus wie ein Herr und nicht einer von ihnen trug, wie er, einen armenischen Kasten, vielmehr waren alle gekleidet wie Hengis.

Pogos wurde nachdenklich beim Anblicke dieser Herrlichkeiten und lange betrachtete er das rege Treiben im Hofe und den Magazine des Herrn Murianz. Zum erstenmale seit mehreren Jahren verbrachte er einen ganzen Tag mit Müßiggang. Doch nein, er ging nicht müßig, er gaffte nicht umsonst umher, sondern betrachtete alles mit Aufmerksamkeit.

Am Abend in die Karawanenherberge zurückgekehrt, gab er seinen Eseln noch mehr Heu als gewöhnlich, als aber selbst nur die Hälfte von seinem Brote und bewahrte den Rest für den kommenden Tag auf.

„Ich muß sparsamer leben,“ dachte er bei sich, „sonst komme ich nie aus dem Elende heraus.“

Am folgenden Tage ging er auf den Bazar und kaufte nach langem Handeln einige Waren, lud sie auf seine Esel und machte sich auf den Rückweg nach Erzerum, um sie dort mit Gewinn zu verkaufen.

Wohlgemut, wenn auch ersten Gedanken ergaben, lief er neben seinen Tieren her und fühlte sich glücklicher als je, Murianz, der große Kaufmann, stand ihm fortwährend vor Augen und wie einst Alexander der Große vom Ruhm des Achilles träumte, träumte Pogos von der Größe des Herrn Murianz. Dieser Mann war plötzlich sein Ideal geworden.

Nach einer mehrtägigen Reise, als Pogos schon nahe bei Erzerum war, als sein Herz schon hüpfte vor Freude, daß er nun bald seine Eltern wiedersehen und ihnen alles, was er gesehen, würde erzählen können, überfielen ihn die Kurden.

Von Angst ergriffen, verbarg er sich im Gestrüpp, um wenigstens mit heiler Haut davonzukommen, doch die Kurden eilten ihm nach und fanden ihn nach langem Suchen unter einem Strauche liegend.

Pogos bat sie flehend, ihm kein Leid anzuthun. „Ihr habt schon meine Esel und Waren,“ sagte er schluchzend, „mehr habe ich nicht. Ihr seht ja selbst, daß ich nur Lumpen trage.“

Doch die Kurden hörten nicht auf seine Beteuerungen, schlugen ihn und forderten sein Geld.

Pogos schwor, daß er keinen Heller bei sich habe und rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen auf, daß er seinen letzten Pfaster in Trebissonde ausgegeben habe.

„Nein, Du hast Geld bei Dir, Du mußt welches haben,“ schrien die Kurden und drehten ihm die Taschen um.

Dann rissen sie ihm den Gürtel herunter und suchten unter dem Kasten nach, aber Pogos hatte die Wahrheit gesprochen, er hatte keinen Heller.

Sie nahmen also die Esel und Waren und entflohen. Doch nein, Pogos hatte nicht die Wahrheit gesprochen; er hatte noch einige Pfaster, die unter den Lumpen seines Kastens eingenäht waren. Ja, Pogos hatte noch einige Pfaster, aber er hatte seine Esel und Waren verloren, die doch viel mehr wert waren. Er war ruiniert und weinte bitter und kehrte in Verzweiflung nach Erzerum zu seinen Eltern zurück. Da er mit dem ihm geliebten Gelde nichts anfangen konnte, arbeitete er in einer Mühle als Tagelöhner und war wieder der arme, verachtete Pogos.

So lebte er zwei Jahre in Erzerum, sich einen Pfaster nach dem andern vom Munde absparend, denn trodenes Brot und Zwiebeln waren seine einzige Nahrung. Aber das Bild des Herrn Murianz und seiner Schreiber stand ihm fortwährend vor Augen und oft ging er mit der Absicht um, sich nach Trebissonde zu begeben und dort eine Beschäftigung zu suchen.

Nach langem Zögern entschloß er sich endlich dazu, nahm sein erspartes Geld und ging nach Trebissonde, wo er auch wirklich bald bei einem armenischen Kaufmann eine Stelle als Magazinarbeiter fand. Sein kleines Kapitalchen wuchs hier langsam, denn Pogos verdiente mehr, als er nötig hatte, und außer trockenem Brote, Fischen und Zwiebeln hatte er nichts weiter nötig.

In seinen freien Stunden übte er sich im Schreiben und Rechnen, stiftete seine Lumpen und hörte den Gesprächen der französischen Matrosen zu. Fast jeden Tag lernte er einige französische Brocken und nach einiger Zeit versuchte er es, mit den Matrosen in ihrer Sprache zu reden. Sie lachten ihn aus, aber er ließ sich nicht einschüchtern, versuchte es immer öfter, wurde immer kühner in seinen französischen Sprechgelüsten, bis endlich die Matrosen zu lachen aufhörten.

Nach zweijährigem Dienste übertrug ihm der Kaufmann die Aufsicht über ein seiner Magazine, und jetzt war Pogos seinen zerlumpten Kasten ab und schaffte sich europäische Kleidung an. In dieser Stellung verbrachte er mehrere Jahre. Er war jetzt schon erwachsen, konnte schreiben, lesen und rechnen und sogar etwas französisch sprechen. Seine Wirksamkeit war jedoch bescheiden und beschränkt, und er fühlte sich auch oft beengt und meinte, daß er nicht am rechten Orte wäre und vor allem wenig verdiene.

„Wie ganz anders ist es bei einem solchen Murianz, Asmanian oder Berberian!“ dachte er oft bei sich. „Diese Herren machen große Geschäfte und haben so viel Geld, daß sie es kaum zählen können.“

Wenn er so dachte, glänzten ihm die Augen, eine große Unruhe überkam ihn, und wollte es der Zufall, daß er einem dieser Herren begegnete, da wurde ihm wohl zu Mute, einen Mann zu sehen, der so viel Waren einkauft und verkauft und fortwährend Geld zählt.

Pogos hatte mitunter Stunden der Begeisterung, in denen geniale Gedanken seinen Kopf durchwirbelten. In einer solchen Stunde kam ihm der Einfall, seinen Brotegeber zu fragen, ob er nicht gesonnen wäre, ihn ins Comptoir als Schreiber aufzunehmen.

„Um!“ entgegnete Herr Kerdulanz, „ich will es versuchen, vielleicht läßt sich aus Dir etwas machen.“

Ja, Herr Kerdulanz war ein Armenier durch und durch und wußte, daß man dem Nächsten helfen soll, besonders wenn dieser auch ein Armenier ist und man selbst nicht schlecht dabei wegfommt.

Er nahm also Pogos ins Comptoir und dieser tauschte keineswegs seine Hoffnung, denn schnell und leicht erlernte er die Buchführung und war stets auf seinem Plage. Niemand hätte jetzt in ihm den Pogos erkannt, der vor mehreren Jahren zwischen Erzerum und Trebissonde neben seinen Eseln herlief.

Er saß nun den ganzen Tag über im Comptoir, rechnete und schrieb, las Konstantinopeler Zeitungen und mit den fremdländischen Kaufleuten sprach er französisch. Ja, an der Beschäftigung hätte ihn niemand erkannt, aber in der Lebensweise war er immer noch derselbe Pogos, der nicht einen Pfaster für unnötige Dinge ausgab und seine Kleidungsstücke erst wegwarf, wenn sie völlig untauglich geworden waren.

An Vergnügen dachte er gar nicht, und höchst selten gestattete er sich eine bessere Speise oder ein Glas Wein. Zwar verkehrte er mit den Leuten, aber diese geselligen Verbindungen legten ihm keinerlei Verpflichtungen auf, da seine armenischen Bekannten die Pfaster so zählten wie er.

Ganz anders war es mit Ismael Effendi, dessen Freundschaft er sich zu erwerben gewünscht hatte. Dieser reiche, türkische Herr hielt stets offenes Haus und nie fehlte es bei ihm an guten Speisen, Sorbets oder Tabak.

Pogos besuchte ihn auch sehr gerne, wurde stets freundlich von ihm aufgenommen und verließ nie hungrig sein Haus.

„Haha, Du dummer Kerl!“ sagte oft Ismael Effendi zu ihm, „ich glaube, Du wirst noch Kaufmann werden.“

Solch schmeichehafte Worte erwiderte Pogos stets mit einem süßen Lächeln und einem geheimnisvollen Blinzeln seiner kleinen Augen.

Ja, Ismael Effendi besuchte er sehr gern und einmal fiel es ihm sogar ein, diesen um eine Gefälligkeit zu bitten.

„Hochgeehrter Herr!“ sagte er zu ihm, „Dein Diener hat eine Bitte an Dich.“

„Aha, siehst Du!“ lachte Ismael, „siehst Du, Du dummer Kerl.“

„Hochgeehrter Herr, Du bist in köstlicher Laune,“ fuhr Pogos fort.

„Bah!“ brummte Ismael, seinen Schmerzbauch streichelnd, „ich bin doch kein Kerl wie Du, der Du von nichts als Zwiebeln lebst. Ich wie ein Mensch und es wird auch Dir an guter Laune nicht fehlen. Nun, sprich nur, Du Narr!“

„Hochgeehrter Herr, Du kennst den Griechen Antonopulo, nicht wahr?“

„Ja wohl, ich kenne ihn,“ lachte Ismael, „das ist so ein Schurke wie Du.“

„Haha!“ lachte auch Pogos. „Antonopulo ist in großer Geldverlegenheit, denn er hat in der letzten Zeit viel verloren, und wenn ihm jetzt die rückständigen Steuern abgefordert werden, so muß er seinen Laden schließen. Ja, dem Sultan ist er viel schuldig.“

„Gebe ihm Allah ein langes Leben!“ flüsterte Ismael.

„Welchen Nutzen kann so ein Betrüger den Leuten bringen?“ fuhr Pogos fort. „Alle betrügt er und Dich auch. Ja, dieser Grieche verkauft Dir alles zu teuer und schickt Dir dazu noch oft verdorbene Ware. Du weißt das natürlich nicht, denn Du bist ein großer Herr und hast Leute genug, die sich mit diesen Kleinigkeiten befassen. Sie wissen aber auch nicht alles, doch ich weiß es. Ja, ja, Antonopulo ist ein Betrüger, und wenn ihm jetzt die Regierung die rückständigen Steuern abfordert, so ist er für immer unschädlich gemacht.“

„Da würde ihm nur recht geschehen, dem Diebe,“ lachte Ismael.

„Du brauchst nur ein Wort zu sagen und morgen fordert man von ihm, was er dem Sultan schuldig ist,“ meinte Pogos.

„Um!“ brummte der Effendi.

„Ja, ja, Du brauchst nur ein Wort zu sagen, und morgen muß dieser Schuft seinen Laden schließen.“

„Aha, dieser Schurke!“ sagte Ismael.

„Dein ergebener Diener will Dich eben bitten, dieses Wort auszusprechen,“ schloß Pogos.

„Aha, Du Spießbube!“ lachte der Effendi, „Du willst Dich wohl an seine Stelle setzen? Ha?“

Zwei Wochen später eröffnete Pogos ein Spezerei-geschäft und zwar an derselben Stelle, wo vordem der Grieche Antonopulo die Leute betrogen hatte.

Er war jetzt unabhängig und arbeitete wie ein Zugochse, denn er arbeitete für sich selbst, auch begnügte er sich jetzt wieder mit sehr einfacher Kost, denn er mußte ja sein eigenes Geld dafür zahlen.

Das Geschäft ging gut. Seine Waren hatten schnellen Abgang, denn er betrog niemand und gab immer gutes Maß, ohne jedoch dabei zu verlieren. Uebrigens wußte auch Pogos, für wen er wog oder maß, und zur Genüge kannte er die türkischen Großen, um zu wissen, daß sich solche Herren nicht mit dergleichen Kleinigkeiten, wie zum Beispiel das Nachwiegen gemachter Einkäufe befassen.

Seine nützliche Wirksamkeit fand bald Anerkennung bei einflussreichen und hohe Aemter bekleidenden Persönlichkeiten. Weder Ismael noch ein anderer ihm ähnlicher Effendi hielt es unter seiner Würde, mit ihm zu verkehren, und sogar auf der Straße reichten sie ihm freundlich die Hand und unterhielten sich mit ihm.

Sein Ansehen wuchs also und mit diesem sein Vermögen. Noch immer besaß er den Laden, der einst dem Griechen Antonopulo gehört hatte, und er konnte hier un-

gestört seine Geschäfte führen, denn jener Grieche war längst aus Trebisende verschwunden und seitdem nicht mehr gesehen worden. So waren fünf Jahre vergangen und Pogós dachte schon an seine Verheiratung, denn Fräulein Marie, die Tochter des reichen Kaufmanns Afasian, war ihm nicht ganz abgeneigt. Er selbst war überzeugt, daß ihm die Mitgift der reichen Kaufmannstochter nur zu statten kommen könne, und der alte Afasian war wieder der Meinung, daß sein Geld neben dem Gelde des angesehenen Pogós gut angelegt sei.

Als beide so dachten, ereignete sich ein Vorfall, der ihre Pläne gänzlich vereitelte.

Dem unglücklichen Pogós brannten nämlich Laden und Warenlager ab, so daß er in einer Nacht zum armen Manne wurde. Manche meinten, der Grieche, welcher einige Wochen vorher wieder in Trebisende aufgetaucht war, hätte ihm diesen Pöffen gespielt, doch Beweise waren hierfür nicht vorhanden.

Afasian nahm nach diesem Ereignisse sofort sein Versprechen zurück und Fräulein Marie wurde mehrere Monate später die Frau eines andern Kaufmanns. Pogós wurde zwar durch diese Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen schmerzhaft betroffen, doch im stillen gab er seiner gewesenen Braut recht, denn er war ja ein sehr vernünftiger Mann und betrachtete das Leben stets von der praktischen Seite.

Das Geld, das ihm geblieben war, war zu unbedeutend, als daß er damit hätte etwas anfangen können, und er beschloß daher, sich von neuem um eine Stellung zu bewerben. Ehe er jedoch eine solche gefunden hatte, erhielt er von einem seiner Freunde einen Brief, in welchem ihm dieser riet, nach Tiflis zu kommen.

Pogós, der nichts zu verlieren hatte, folgte seinem Räte und begab sich nach Tiflis, wo er auch wirklich bald Beschäftigung fand und zwar bei einem Kaufmann, der Herrn Murianz an Ansehen noch überragte.

Seine neue Stellung war nicht gerade schlecht, denn er konnte sich sogar noch etwas von seinem Verdienste zurücklegen, aber doch war es ihm besser gegangen als selbständiger Kaufmann, da er von dem Gelde, das durch seine Hände ging, sagen konnte: „Das gehört mir!“

Jetzt ging auch viel Geld durch seine Hände, doch es war nicht sein Geld und dieser Umstand machte ihn oft sehr verdrüsslich.

„Es wird lange dauern, ehe ich wieder das erwerbe, was ich schon besessen habe,“ dachte er oft und er hatte recht, denn ganz seiner Gewohnheit zuwider achtete er jetzt weniger als früher auf seine Ausgaben. Auch ging nun mit ihm eine plötzliche Veränderung vor und zwar nach seinem Bekanntwerden mit Fräulein Salomea Padschan, der Tochter einer Beamtenswitwe. Salomea war schön und hatte jene ausdrucksvollen Augen, die sehr oft bei den Armenierinnen anzutreffen sind und nicht selten deren einzigen Reiz bilden. Ihre Mitgift war nicht bedeutend, denn sie betrug nur zweitausend Rubel, aber die schönen Augen, die kleinen, zarten Hände, die schlankte Gestalt und das engelsüße Lächeln der Rosenslippen waren von unberechenbarem Werte. Ja, Pogós wurde plötzlich ein verliebter Schwärmer, und wenn er vor seinen Rechnungsbüchern saß, träumte er nur und selbst das Geld reizte ihn nicht mehr, das Geld, das so verführerisch blinkt und das seit den frühesten Kinderjahren seine größte Freude gewesen war.

Überall und immer dachte er nur an Salomea, deren Herz zu gewinnen nun sein einziges Streben war. Täglich besuchte er das Haus ihrer Mutter, seit dem frühen Morgen dachte er nur an diesen Besuch, und wenn er des Abends wieder nach Hause zurückkehrte, that es ihm leid, daß die Bonnestunden, die er in Salomeas Gesellschaft verbracht hatte, schon verflossen waren.

Seine Reden und Handlungen kennzeichnete jetzt ein gewisser Edelmut, auch sein Gesichtsausdruck war angenehmer geworden, seine Bewegungen waren gracioser und selbst für seine Kleidung trug er mehr Sorge als früher. Noch stand er fast im Frühlinge seines Lebens, denn kaum hatte er sein dreißigstes Jahr überschritten, und die Liebe, die jetzt sein Herz durchglühte, verjüngte ihn noch mehr. An einem solchen Manne konnte Salomea nur Gefallen finden und sie war auch glücklich, wenn er zu ihr kam. Ihr mildes Herz konnte keine Heuchelei, weshalb sie auch nicht im Stande war, ihm ihre wahren Gefühle zu verheimlichen. Ja, Pogós erkannte bald, wie sehr ihn Salomea liebte, und dieses Bewußtsein steigerte noch seine Neigung zu ihr.

So vergingen mehrere Monate, während welcher er in einer ihm bis dahin unbekannt gewesenen Wonne schwelgte und nur seinem süßen Traume, Salomea zu heiraten, lebte.

Ja, Pogós träumte, er schwebte in der Luft und hatte den Boden unter seinen Füßen verloren, er war aus seinem „Ich“ herausgefahren, war der wahre Pogós nicht mehr.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte ihn eines Tages Herr Warapet, ein reicher Tabakfabrikant, „was ist Dir denn? Du schleichst umher wie ein Schatten und bist traurig, als hättest Du einen schweren Verlust erlitten.“

„Das ist keineswegs der Fall,“ versetzte Pogós.

„Also warum bist Du denn so traurig?“ fuhr Warapet fort, „Du bist doch noch jung, besitzest Fähigkeiten, verstehst Dein Fach und hast Freunde genug, die Dich schätzen und lieben. Aber ich glaube, die Einsamkeit verstimmt Dich so. Ja, ja, Dir fehlt es an Gesellschaft. Nun, besuche mich doch! Du mußt ja gehört haben, daß ich eine Tochter habe.“

Pogós schien es, als wäre ihm in diesem Augenblick

ein Schleier von den Augen gefallen. Am nächsten Tage besuchte er Warapet und lernte dessen Tochter Anana kennen. Anana war aber gar nicht schön; das war eine Zigeunerin mit kleinen Augen, kurzen, dicken Zöpfen und großen Händen. Mit der schönen Salomea war sie gar nicht zu vergleichen und Pogós gefiel sie auch nicht, obgleich ihre Erscheinung nicht gerade abstoßend für ihn war. Ihr Vater überhäufte ihn ja auch mit Freundschaftsversicherungen, war ungemein höflich gegen ihn und bat ihn, recht oft sein Haus zu besuchen. Diese Höflichkeit liess ihn nicht wenig, er dachte an die vollen Geldsäcke des Herrn Warapet, an dessen Tabakfabrik, schließlich an sich selbst und seine fast leeren Taschen und wenn er so dachte, wurde der Rißel noch fester.

Der Geschäftsmann war wieder in ihm erwacht, aber trotzdem der verliebte Schwärmer noch nicht ganz eingeschlummert, denn Salomea war ja so schön und Anana so häßlich.

„Meiner Salomea kommt keine gleich,“ dachte er oft während seiner ersten Besuche bei Warapet, wenn er die schwarze Anana anschaute.

„Salomea ist zwar schön, aber Anana ist auch keineswegs so häßlich, wie sie mir anfänglich schien,“ dachte er ein paar Wochen später.

„Pogós hat mich vergessen!“ dachte noch ein paar Wochen später die schöne Salomea und Thränen glänzten in ihren Augen.

Ja, Pogós besuchte sie immer seltener, denn er ging immer öfter zu Warapet, dem reichen Tabakfabrikanten.

„Weißt Du, Pogós,“ sagte dieser eines Tages zu ihm, „Du könntest in mein Geschäft als Buchhalter eintreten. Du bist ein tüchtiger Kaufmann und solche Leute schätze ich, und übrigens kannst Du ja vielleicht bei mir noch etwas mehr werden.“

Pogós zögerte keinen Augenblick und nahm die ihm angebotene Stelle an, denn dieses „etwas mehr“ gefiel ihm ungemein.

„Das versteht sich,“ dachte er bei sich, „dieses „etwas mehr“ bedeutet Schwiegersohn. Ja, Warapet hat recht, man darf kein Schwärmer sein.“

Jetzt war Pogós wieder ganz der frühere Pogós, und seine Liebe allmählich vergessend, ergab er sich von neuem seinem Zukunftsplane, nämlich dem Gedanken, ein reicher Kaufmann zu werden.

Aber Warapet, der reiche Tabakfabrikant, war auch kein Schwärmer, und seitdem Pogós bei ihm Buchhalter war, entzog er diesem allmählich seine frühere Freundschaft und schien sogar ungehalten zu sein, wenn Pogós sein Haus besuchte und seiner Tochter den Hof machte.

Pogós wußte sich diese Aenderung anfänglich nicht zu erklären, doch nach einigen Wochen, als Herr Greger Terturian, ein reicher Hausbesitzer, mehrermale hinter einander seinen Prinzipal besuchte, durchschaute er sofort dessen Absichten. Ja, er wußte nun, daß dieser gelogen hatte, als er ihm versprochen, er könne bei ihm „etwas mehr“ werden.

„Er brauchte einen tüchtigen Buchhalter und wollte mich durch Lügen für sich gewinnen,“ dachte er bei sich und runzelte die Stirn.

Greger Terturian warb unterdessen um Ananens Hand und Warapet wünschte nichts jehnlicher als die Verbindung seiner Tochter mit diesem wohlhabenden Manne. Ja, für Pogós waren plötzlich alle Aussichten, Warapets Schwiegersohn zu werden, verschwunden und er empfand von neuem die ganze Nichtigkeit seiner Persönlichkeit und dieses Gefühl bereitete ihm manche traurige Stunde.

„Ich bin ein Pechvogel und werde mich nie emporarbeiten,“ dachte er da oft und wurde höchst schwermütig.

Dabei mußte er noch ruhig zusehen, wie Terturian bei seinem Prinzipal ein und aus ging und dieser ihn mit Höflichkeiten überhäufte. Dann sprachen seine Kollegen schon laut von Terturians bevorstehender Verlobung mit Fräulein Anana und er konnte nichts thun, um dieselbe zu verhindern.

Die einzige Möglichkeit, auf leichte und schnelle Weise ein wohlhabender Mann zu werden, war also wieder für Pogós entchwunden, doch er verlor trotzdem nicht völlig die Hoffnung und suchte so lange nach einem Mittel, sich emporzuarbeiten, bis er es endlich fand.

Eines Tages vergah sein Prinzipal eine der Schubladen seines Schreibpultes zu verschieben, und Pogós, der schon längst an der Geschäftsführung Warapets etwas Geheimnisvolles bemerkt, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dessen Papiere einer genauen Prüfung zu unterziehen. Unter diesen fand er mehrere Briefe, die Warapets Beteiligung am Tabaksmuggel vollkommen bewiesen und ihm die Möglichkeit in die Hand gaben, Warapet mit einem Schläge zu vernichten. Er steckte also die Papiere in seine Tasche und begab sich sofort in dessen Arbeitskabinat.

„Ist es wahr, daß Sie Ihre Tochter mit Herrn Terturian zu verloben beabsichtigen?“ fragte er mit einer Dreifigkeit, die Warapet verwunderte.

„Nun gewiß!“ erwiderte er, „aber was geht Dich das an?“

„Sehr viel, denn ich liebe Ihre Tochter und will sie heiraten.“

„Haha!“ lachte Warapet, „Du langst zu hoch, mein Freund.“

„Vielleicht nicht. Ich bin Kaufmann wie Sie und Ihnen daher ganz gleichgestellt.“

„Ach, Du scherzest nur, mein lieber Pogós.“

„Keineswegs. Ich bin allerdings viel ärmer als Sie, aber ich habe es auch immer verschmäht, auf unethische Weise Reichtümer zu erwerben.“

„Und wer thut denn das?“ fragte Warapet scheinbar gleichgültig.

„Nun, ich kenne solche Leute.“

„Ich überlasse Dir gern die Bekanntschaft mit ihnen.“

„Haha!“ lachte Pogós höhnisch, „und wenn Sie selbst einer von ihnen wären?“

„Pogós, wie wagst Du so mit mir zu sprechen?“ schrie Warapet.

„Weil ich Beweise dafür in den Händen habe.“

Warapet errödete.

„Welche Beweise?“ fragte er verlegen.

„Briefe und Rechnungen von Ihren Schmugglern. Ja, Sie schmuggeln Tabak und hintergehen die Regierung.“

„Pogós, ich verbitte mir ähnliche Scherze!“

„Das sind keine Scherze, hier sind die Beweise!“ Bei diesen Worten zog Pogós die Papiere aus der Tasche und zeigte sie dem bestürzten Warapet.

„Woher hast Du diese Papiere?“ fragte der letztere.

„Aus Ihrem Schreibpulte, welches offen steht.“

Warapet erblasse.

„Also Du willst mich unglücklich machen?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Nein, keineswegs!“ erwiderte Pogós. „Ich will Ihre Tochter heiraten, und bevor Sie mir deren Hand nicht feierlichst versprechen, gebe ich diese Papiere nicht heraus.“

„Also Du liebst meine Tochter?“ fragte Warapet schmeichlerisch.

„Gewiß.“

„Ach, das ist etwas anderes. Wenn ich das gewußt hätte, wärest Du längst mein Schwiegersohn. Nun, ich will mit Anana darüber sprechen.“

„Aber heute noch!“ bemerkte Pogós mit fester Stimme.

„Gut, gut, mein lieber Pogós, rege Dich nur nicht auf!“ bat Warapet.

Noch an demselben Tage nahm er mit seiner Tochter Rücksprache, und obgleich sich diese anfänglich weigerte, gab sie doch nach, als sie erfuhr, welche Folgen ihre Weigerung nach sich ziehen könne.

Heute ist Pogós Kamunian ein Millionär, besitzt eine großartige Tabakfabrik und mehrere Häuser. Mit einem Worte, er ist ein wohlhabender und geachteter Mann.

Das Geheimnis der Metalle.

Trotz der wundervollen Fortschritte, welche das letzte halbe Jahrhundert bezüglich der Eigenschaften und Verarbeitung der Metalle gemacht hat, ist noch vieles dunkel und zu erforschen. Die Metalle in reinem Zustande gelten allgemein als einfache Körper, als Elemente, aber es gibt Gründe für die Annahme, daß manche von ihnen Zusammenlegungen sind. Selbst der große Faraday (geboren als Sohn eines Hufschmieds am 22. September 1791 zu Newington bei London, anfangs Buchbinder und Buchhändler, gestorben am 25. August 1867 in Hampton Court als Professor der Chemie an der Militärschule in Woolwich und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften) gab dem Gedanken Ausdruck, daß die Träume der Alchimisten doch wohl verwirklicht werden könnten, daß Gold und andere Metalle sich als Verbindungen erweisen könnten und daß Mittel entdeckt werden dürften, diese Verbindungen zu trennen und dann so wieder zu vereinigen, daß unedle Metalle in edle verwandelt werden. Die Veränderungen, welche in Eisen und Stahl durch Zementieren, Glühen und Härten vor sich gehen, sind selbst heute durch die bewährtesten Metallurgen noch lange nicht vollständig ergründet. Die Mythen des Wasserstoffgases und seine innigen Beziehungen zum Eisen sind noch heute ein ebenso dunkles Rätsel, wie sie es vor fünfzig Jahren waren, und die von Graham aufgestellte Theorie, daß Wasserstoff ein Metall sei, hat noch heute Anhänger unter den Chemikern.

Es ist erst wenige Jahre her, daß absolut reines Eisen der Wissenschaft bekannt wurde und als ein Metall, das fast so unflüchtig wie Wasser ist, große Verwunderung erregte. Was früher als reines Eisen galt, das bewies Jacobi als eine Verbindung von Wasserstoff und Eisen. Er trennte diese beiden sogenannten Elemente. Während dieses Prozesses nahm das Eisen an Volumen zu, wurde zu einer silberweißen Masse, sehr leicht hämmbar und so weich, daß es sich wie Wachs schneiden ließ. Dieses Experiment zeigte, daß Wasserstoff ebenso wie Kohlenstoff eine große Rolle spielt beim Härten und Stählen, aber wie und wodurch kann bis auf den heutigen Tag niemand erklären.

Das Rollen und Bearbeiten des Goldes ist viel schwieriger in Räumen, in welchen durch den Gang von Maschinen Elektrizität entwickelt wird, als in solchen, in welchen keine Maschine, folglich auch keine Reibungselektrizität vorhanden ist. Die Schwierigkeiten zeigen sich darin, daß die Ranten von Goldplatten oder dünnen Barrier eine Neigung zum Splintern zeigen.

Eorglame Beobachtung würde neben sehr bekannten noch manche seltsame, unerklärliche Erscheinungen ermitteln, welche bis jetzt zu den „Geheimnissen der Metalle“ gehören. B.M.

Das Rathaus in Breslau.

(Bresl. S. 356.)

Breslau, die Hauptstadt der preussischen Provinz Schlesiens, liegt in fruchtbarer Ebene zu beiden Seiten und auf Inseln der hier schiffbaren Oder. Den Stadtkern bildet die innere Stadt am linken Oderufer, die noch bis 1813 mit Befestigungen und Wällen umgeben war. Der Verkehr in der Stadt ist ein sehr lebhafter; dieselbe hat im allgemeinen das Gepräge des Wohlstandes und gibt Zeugnis von tüchtigem Bürgerfinn und reger Geschäftstätigkeit. An schönen mittelalterlichen Gebäuden reich, ragt doch eines

derselben an künstlerischer Bedeutung weit über seine Altersgenossen empor und festelt die Blicke von Kennern und Nichtkennern — es ist das kürzlich renovierte Rathaus.

Dasselbe, eines der eigenartigsten Werke alter Baukunst, steht inmitten eines großen Platzes, dem sogenannten „Ring“, und ist wahrscheinlich zu Anfang der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut worden, als die Stadt durch die großen Brände von 1342 und 1344 heimgesucht worden war und neben vielem anderen auch sein altes Rathaus den Flammen zum Opfer fallen sah.

Das Gebäude ist ganz im spätgotischen Stil ausgeführt und mit unzähligen Ornamenten, mit Nischen, Erkern, Türmen, Wappen und Steinfiguren bedeckt. Hin und wieder erblickt man auch noch Reste von Freskomalereien, meist im grotesken Geschmack jener Zeit gehalten, wie zum Beispiel auf der Mitternachtsseite eine Abbildung des Teufels, welcher seine Großmutter auf einem Schubkarren fährt. In einer Nische über dem Spitzdach eines

Erkerfensters vom „Fürstensaal“ zeigt sich das Bild der heiligen Elisabeth, wenn auch ganz dunkelbraun geworden, immerhin noch in annehmbarer Erhaltung. Man erkennt ein sehr zartes Gesicht mit blondem, niederwallendem Haar und der Andeutung des Heiligenscheins. Grünes Kleid und roter Mantel sind noch deutlich sichtbar, ebenso das Körbchen mit Broten.

Zwei Treppen führen an der Morgen- und Abendseite zum Eingang des Rathauses durch eine schöne, große Spitzbogentür in eine gewölbte Halle. Von dort gelangt man über eine andere Treppe aus fast schwarz gewordenem Eichenholz in den ersten Stock, in welchem sich die Magistratsbesitzungsstube, die große Kanzlei, die Stadtvogtei und das Archiv befinden. Im zweiten Stock hielt das Stadtgericht seine Sitzungen. Das betreffende Zimmer ist 1746 aufs neue verziert worden. Es befinden sich hier die Bildnisse der Könige Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Außerdem noch drei Gemälde: das

Urteil Salomos; der Richter, dem Rambahes die Haut abziehen ließ (beide von Willmann), und eine allegorische Verherrlichung Kaiser Leopold I.

Über dem Haupteingang des Rathauses, gegen Morgen, befindet sich eine große Tafel mit arabischen Zahlen von 1 bis 12 und eine daran befindliche Kugel gibt das Ab- und Zunehmen des Mondes an. Unter dieser Tafel spielte einst eine ähnliche Tragödie wie im Dogenpalast zu Venedig. Auch diese Steine haben Blut getrunken, obschon vielleicht weniger unschuldiges, als es Marino Falieri vergoß. Unter König Matthias (1474—1490) ward Breslau sehr despotisch regiert. Des Königs Minister Stein beauftragte die gerechten Beschwerden des Volks gar nicht oder nur durch die herbsten Spottreden. Breslau, welches das milde Scepter Georg Podiebrads verworfen hatte, mußte sich unter die Geißel Georg Steins beugen. Nach siebenzehnjährigem schwerem Druck ward die Stadt durch den Tod des Matthias, 4. April



Das Rathaus in Breslau. Nach einer Photographie von Ed. van Delden in Breslau. (S. 355.)

1490, befreit. Der Minister von Stein, der sich nach der Mark geflüchtet, entging der Rache des Volks; minder glücklich aber war das Werkzeug seiner Unterdrückung, der Landeshauptmann des Fürstentums Breslau, Heinrich Dompnig (Domini). Er ward beim Rat angeklagt, städtische Gelder unterschlagen, neue Auflagen befördert, die Münzen verringert, Privilegien verraten und dem Könige wie dessen Minister die Verhandlungen des Rats, denen er beigewohnt, mitgeteilt zu haben. Ein auf die Folter gestütztes Urteil erkannte ihm die Todesstrafe durch das Schwert zu, welches bei geschlossenen Stadthoren vor dem Rathaus auf einer schwarzammetnen Decke vollzogen ward.

Bereits früher, 1418, hatte das Rathaus die Bluttat empfunden. Unter König Wenzel hatte sich eine Verschwörung der Bürger gegen den Rat entsponnen. Eine Anzahl der Mißvergnügten nahm in der Klementkapelle das Abendmahl und ließ sich Absolution erteilen, drang dann in der Frühe des nächsten

Morgens in das Rathaus und ermordete die Ratsherren, einige auf der Stelle, die anderen durch die Hand des dazu gedungenen und gezwungenen Scharfrichters vor dem Rathaus. Zugleich bemaßtigten sich die Verschworenen der vorhandenen königlichen und städtischen Gelder, vernichteten und zerstreuten viele Dokumente und wählten einen andern Rat. Als aber ein Jahr später Wenzels Nachfolger, Kaiser Sigismund, nach Breslau kam, ließ er über die Urheber des Aufstands Gericht halten. Infolge des gefällten Urteils wurden dreißig Bürger enthauptet. Auf dem Wege zur Elisabethkirche hat man ihre Körper unter dreißig und zwanzig großen Steinen vercharrt, damit die Bürger von Breslau auf ihrem Gang zur Kirche stets dieser That und ihrer Folgen eingedenk seien.

Unter dem Rathaus befindet sich der Schweidnitzer Keller, im Volksmund der Schweinsche Keller genannt, in dessen großen, kühlen Räumen Bier ausgekühlt wird. Seinen Namen führt er von dem Bier aus Schweidnitz, dem besten im Lande, welches

vormals hier verzapft wurde. Die Frequenz dieses Kellers, namentlich an Markttagen, ist eine ungeheure und läßt sich am deutlichsten dadurch nachweisen, daß die gegenwärtige Pacht einige vierzigtausend Mark beträgt. Früher, vielleicht auch noch jetzt, war der Schweidnitzer Keller der Sitz der städtischen Politiker, so daß man oft bei politischen Nachrichten von zweifelhafter Wahrheit zu sagen pflegte, „sie stammen aus dem Schweidnitzer Keller“.

Vor dem Rathaus steht die steinerne Staupfäule, ein furchtbares Denkmal der grausamen Kriminaljustiz der Vorzeit. An ihr wurden alle körperlichen Strafen, die nicht mit dem Tode endigten, vollzogen; jetzt hat sie nur die friedliche Bestimmung, auf ihren Stufen den Verkäufern ländlicher Erzeugnisse einen Ruheplatz zu bieten. So hat die Ruhezit die „alte alte Zeit“ abgelöst, und wenn ihr auch noch manches zur Vollkommenheit fehlt, so darf sie doch mit gerechtem Stolz auf ihre Errungenschaften blicken, deren edelste die Humanität ist.

Hinter den Coulissen des Zirkus.

Nach Skizzen von E. W. Allers und A. Rull.



Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

Dreizehntes Kapitel.

Jenny Wundermann bereute nicht, den Rat Flotwells befolgt zu haben. Mistress Wellingfild war ihr mehr eine gütige Freundin als eine Herrin, und die wohlherzogenen Kinder bereiteten ihr auch nur Freude.

Die Erkrankung Master Wellingfilds war nicht so ernst, wie seine Gattin es befürchtet hatte, die Sehnsucht nach seiner Familie mochte ihn wohl zumeist bewogen haben, sie so plötzlich nach Homburg zu berufen.

Und nun sie einmal da war, wollte Master Wellingfild auch den reizenden Badeort nicht so bald wieder verlassen, in den Londoner Nebel könnten sie ja nie zu spät zurückkehren, meinte er, und seine Gattin erklärte sich gerne mit dieser Anschauung einverstanden.

So waren Wochen verstrichen, auch Jenny sehnte sich jetzt noch nicht nach London zurück, sie fühlte sich wohl in den neuen Verhältnissen und in der schönen Natur, zudem wußte sie ihr Kind in guter Obhut, von ihrem Vater und von Henry Flotwell erhielt sie erfreuliche Nachrichten, und je länger sie in den Diensten der Mistress Wellingfild blieb, desto größer wurde das Stimmchen, das sie sich ersparen konnte.

Sie hatte sich in dem Hotel, in dem ihr Gatte gestorben war, nach allen Einzelheiten seines Todes und seiner Beerdigung erkundigt, man war ihr dort freundlich entgegengekommen und auf keine Frage eine Antwort schuldig geblieben, so erfuhr sie alles, was sie zu wissen wünschte.

Das Grab ihres Gatten besuchte sie fast täglich, sie hatte es mit Blumen geschmückt und einen einfachen Denkstein mit seinem Namen bereits in Bestellung gegeben, es gereichte ihr zum Troste, daß sie diesen letzten Liebesdienst ihm erweisen konnte.

Nur mit tiefer Wehmut gedachte sie seiner noch, in ihren Augen ruhte kein Mäkel auf ihm, alle Sünden, die er an ihrer treuen Liebe begangen hatte, waren ihr ja verschwiegen geblieben.

Es kamen nun auch Stunden, in denen sie ernst über ihre Zukunft nachdachte.

Im Hause Wellingfilds konnte sie auf die Dauer nicht bleiben, man hatte ihr bereits zu verstehen gegeben, daß in London das Verhältnis wahrscheinlich wieder gelöst werden müsse. Man wollte sie dann reich entschädigen und sie weiter empfehlen, aber das alles klang so unbestimmt, daß Jenny wohl einsah, sie könne darauf ihre Zukunft nicht bauen.

Ihr Vater hatte ihr geschrieben, das Haus Volberding & Söhne habe ihm das Geld übergeben, das von ihrem Gatten hinterlassen worden sei. Es war für ihre Verhältnisse eine nennenswerte Summe, rechnete sie ihre eigenen Ersparnisse hinzu, so glaubte sie damit ein kleines Geschäft gründen und sich eine selbständige Existenz sichern zu können. Dadurch erhielt sie alsdann die Mittel, ihrem Sohn eine gebiegene Erziehung zu geben und sich selbst ein sorgenfreies Alter zu schaffen.

Henry Flotwell, der treue Freund, sollte ihr darin raten und helfen, so lange er mit seinem guten Herzen und seinem selbstlosen Wesen ihr zur Seite stand, brauchte sie wahrlich nicht zu verzagen.

Wußte sie, wie treu und innig er sie noch immer liebte? Sie legte sich in einsamen Stunden oft diese Frage vor und fand immer nur eine bejahende Antwort darauf; ja, sie wußte es, und auch in ihrem Herzen regten sich Gefühle für ihn, die mit Liebe gleichbedeutend waren.

Aber an die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung mit ihm dachte sie nicht; sie hatte vor Jahren seine Liebe verschmäht und einen andern ihm vorgezogen, sie hatte diesem andern angehört, Henry Flotwell mochte ihr eine liebevolle Freundschaft bewahren, aber begehrenswert konnte er sie nicht mehr finden, sie durfte ihm nur noch eine Freundin sein, wie sie es seit Jahren ihm gewesen war.

Wenn er darüber anders gedacht hätte, würde er ihr dann den Rat gegeben haben, London zu verlassen und Mistress Wellingfild zu begleiten?

Würde er nicht im Gegenteil alles aufgebieten haben, sie in seiner Nähe zu behalten?

Wie kindlich hatte er sich gefreut, als sie das Anerbieten der Dame annahm! Mit welchen glänzenden Farben hatte er ihr das Bild ihrer Zukunft gemalt, ohne seiner eigenen Person in diesem Bilde zu gedenken!

Nein, nur freundschaftliche Liebe war es, was er für sie fühlte, und Jenny verlangte auch nichts weiter von ihm, sie war ihm von ganzem Herzen dankbar dafür und flehte täglich des Himmels Segen auf ihn herab, es war ja der einzige Dank, den sie ihm geben konnte.

Ueber das alles dachte sie an einem Nachmittag nach, als sie in den Anlagen des Kurgartens einsam auf einer Bank saß.

Vor ihr auf der großen Wiese belustigten die Kinder sich mit dem Ballspiel, Master und Mistress Wellingfild hielten daheim ihre Siesta, wie sie es stets nach dem Dinner zu thun pflegten; so blieb Jenny ungestört ihren Gedanken überlassen.

Die Rückkehr der Kinder weckte sie aus ihrem Brüten, das Spiel hatte die Kleinen ermüdet, sie ähnelten den Wunsch, das Gruppenbild zu sehen, das vor einigen Tagen am Brunnen von einem Photographen aufgenommen worden war.

Master Wellingfild hatte seinen Kindern versprochen, das Bild zu kaufen, wenn es tadellos ausgefallen war, und Jenny fügte sich nun gerne dem Wunsche, der auch sie ihren trüben Gedanken entriß.

Mit den lebensfrohen Kindern plaudernd und scherzend, ging sie in das Geschäft des Photographen, das Bild wurde ihr vorgelegt, es entsprach nicht den Erwartungen, die man gehegt hatte.

„Es ist zu schwierig, eine vollständig tadellose Aufnahme zu ermöglichen,“ sagte der Photograph achselzuckend. „Wenn ich die Herrschaften auch noch so dringend bitte, sich um den Brunnen zu gruppieren und nur einige Sekunden sich ruhig zu verhalten, im letzten Moment entsteht immer wieder eine leise Bewegung in der Gruppe, und wie Sie sehen, ist das diesmal gerade an der Seite der Frau gewesen, wo Sie stehen. Vielleicht gelingt es in der nächsten Woche besser, in jeder Woche nehme ich eine neue Gruppe auf.“

„Es ist bis jetzt noch nie gelungen!“ klagten die Kinder, die sogleich einsahen, daß sie dieses Bild nicht kaufen durften.

„O doch!“ nickte der Photograph, „ich habe in dieser Saison Gruppenbilder geliefert, die völlig tadellos sind. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, bitte ich, die Blätter durchzusehen.“

Er holte eine große Mappe herbei und legte sie auf den Tisch, dann widmete er seine Aufmerksamkeit anderen Personen, die inzwischen in den Laden eingetreten waren.

Mechanisch betrachtete Jenny die Blätter, um sie dann den Kindern zu geben, die mit lebhafter Neugier darnach griffen und einen angenehmen Zeitvertreib darin fanden, bekannte Personen herauszufinden.

Plötzlich blieb ihr Blick wie gebannt auf einem Blatte haften, Todesblässe überzog ihr Antlitz, die Hand, mit der sie das Blatt hielt, zitterte.

Es war eine Gruppe wie jede andere, aber oben an einer Säule stand ein Herr, in dem sie augenblicklich ihren verstorbenen Gatten erkannte.

Er hatte sich halb abgewendet, es schien fast, als ob er keine Ahnung davon habe, daß in diesem Moment eine photographische Aufnahme stattfand, die auch sein Porträt auf die Platte brachte, den Blick starr in die Ferne gerichtet, zeigte er dem Beschauer nur sein scharf ausgeprägtes Profil.

Ja, das war er, das war seine Nase und sein langer Bart, sein Hut und sein Stod, es konnte gar kein Zweifel obwalten.

Mit dem Bilde in der Hand trat Jenny zu dem Photographen; die Kinder achteten nicht auf sie, sie waren zu sehr mit ihren eigenen Entdeckungen beschäftigt.

„Wann haben Sie dieses Bild aufgenommen?“ fragte sie, ihre Erregung gewaltig bewegend.

„Sie finden das Datum unten in der Ecke, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er mit einem flüchtigen Blick auf das Blatt, „am ersten Juli.“

„Am ersten? Das muß ein Irrtum sein. Kennen Sie diesen Herrn?“

„Nein, ich erinnere mich nicht, ihn in meinem Geschäft gesehen zu haben.“

„Er starb in der Nacht vom zehnten auf den ersten Juli,“ sagte Jenny mit leise zitternder Stimme, „wahrscheinlich, ja jedenfalls ist diese Aufnahme schon am zehnten erfolgt.“

„Ich werde nachsehen, gnädiges Fräulein.“ Der Photograph trat an sein Schreibpult und blätterte in einem Buche, er fand bald, was er suchte.

„Es ist kein Irrtum möglich,“ sagte er in bedauerndem Tone, „am ersten Juli, sieben Uhr morgens hat die Aufnahme stattgefunden.“

Jenny schüttelte ungläubig das Haupt, wieder heftete ihr Blick sich auf das Bild, der Gedanke, daß sie sich täuschen könne, fand auch nach dieser Erklärung noch keinen Raum in ihrer Seele.

„Es kann nicht sein,“ erwiderte sie, „dieser Herr war mein Gemahl, er ist plötzlich hier gestorben, und zwar in der Nacht vom zehnten auf den ersten.“

„Dann wird man Ihnen den Todestag falsch angegeben haben, gnädige Frau,“ antwortete er achselzuckend.

„Wäre das denkbar?“

„Wenigstens nicht unmöglich!“

„Ich glaube nicht an die Möglichkeit,“ sagte sie mit wachsender Erregung, „der Todesfall wurde mir von der hiesigen Behörde nach London gemeldet, und in einem amtlichen Dokument darf doch kein Irrtum vorkommen.“

„Ein solcher Irrtum soll allerdings nicht vorkommen, aber auch der gewissenhafteste Beamte kann sich einmal irren. Es wäre ja auch ein anderer Fall denkbar, der, daß Sie Ihren verstorbenen Gemahl mit einer andern Person verwechseln.“

„Auch das kann ich nicht annehmen, die Ähnlichkeit ist zu frappant.“

„Je nun, solche Ähnlichkeit zweier Personen, die einander ganz fremd sind, kommt vor. Sie sehen hier das Gesicht nur im Profil, die Ähnlichkeit braucht also nur in der Form der Nase und dem Schnitt des Bartes zu liegen, und wie sehr leicht ist das möglich! Die Farbe des Bartes und der Augen fällt hier als Erkennungszeichen fort.“

„Dafür finde ich andere Erkennungszeichen in dem Hut und dem Stod.“

„Die doch gar keine Bedeutung haben!“ erwiderte der Photograph, der bereits ungeduldig wurde, da andere Kinder eingetreten waren, die sich den Kindern Wellingfilds zugesellt hatten. „Hüte und Stöcke von derselben Form werden hundertweise angefertigt, genau denselben Hut und Stod wie diese beiden werden Sie hier in manchem Laden kaufen können. Indessen, wie sich die Sache auch aufklären mag, ich kann nur wiederholen, daß das Bild am ersten Juli und nicht früher aufgenommen worden ist.“

Die Kinder kamen, sie wollten mit ihren Genossen auf den Spielplatz zurückkehren. Gerne hätte Jenny es ihnen abgeschlagen, um daheim in ihrem Zimmer den Gedanken wieder nachzuhängen, die auf sie einstürzten, aber sie mochte den Kleinen die Freude nicht trüben und ihnen auch nicht die Gründe ihrer Weigerung nennen, die sie ja doch nicht verstanden.

„Ich werde das Bild kaufen,“ sagte sie rasch entschlossen, „was kostet es?“

Der Photograph nannte den Preis, Jenny gab ihm das Geld und ging mit den Kindern zum Kurgarten zurück. Sie empfand keine Freude über die gemachte Entdeckung und fast bereute sie, das Bild gekauft zu haben, das fortan nur eine Quelle der Beunruhigung für sie war.

Sie erinnerte sich jetzt, daß ihr Gatte an einem Nachmittage in Homburg angekommen und schon in der darauffolgenden Nacht gestorben war, er konnte also an keinem Morgen am Brunnen gewesen sein!

Und dennoch war es das Porträt ihres Gatten, das ließ sie sich nimmermehr ausreden. Es mochte andere Männer geben, die ihm glichen, aber so frappant ähnlich wie auf diesem Bilde, konnte niemand ihm sein, das war ganz undenkbar!

So lag denn plötzlich ein Rätsel vor ihr, das sie nicht zu lösen vermochte. Sie wollte mit Master Wellingfild darüber reden und beraten, er hatte ihr immer herzliche Teilnahme bewiesen, vielleicht gelang ihm die Lösung des Rätsels.

Die Kinder spielten auf der Wiese, Jenny saß wieder einsam auf der Bank und zeichnete mit ihrem Sonnenschirmchen Figuren in den Sand, der den Boden bedeckte.

Sie erinnerte sich nicht, im Nachlaß ihres Gatten Hut und Stod gefunden zu haben, auch der Anzug fehlte, den er auf dem Bilde trug.

Sie kannte diesen Anzug, Theodor hatte ihn kurz vor seiner letzten Reise von seinem Schneider erhalten, sie selbst war über die Eleganz dieses verhältnismäßig billigen Anzuges entzückt gewesen. Sie begriff nicht, daß sie ihn nicht sofort vermist hatte, als ihr sein Nachlaß übergeben worden war!

Und dennoch, welche Fragen sie sich auch vorlegte, welche Antworten sie darauf auch finden mochte, das eine stand fest: ihr Gatte war in jener Nacht aus dem Leben geschieden, er schlummerte auf dem Friedhof unter den Blumen, mit denen sie seinen Hügel geschmückt hatte, darüber konnte kein Zweifel obwalten!

Was nützte es, über diese Entdeckung nachzugraben! Der Photograph mochte am Ende doch recht haben, daß sie durch eine Ähnlichkeit sich täuschen ließ, die allerdings rätselhaft war, immerhin aber in der Möglichkeit lag.

Das Bild lag neben ihr auf der Bank, sie wollte es aus der Papierhülle nehmen, um es noch einmal zu betrachten, als eine bekannte Stimme plötzlich ihren Namen nannte.

(Fortsetzung folgt.)

Fetischdienst in China.

Einem Artikel des „North China Herald“ nach zu urteilen, ist der Fetischdienst in China sehr verbreitet. Wenige Meilen östlich von Peking befindet sich ein enormer Baum, der vor mehr als zweihundert Jahren gefallen und seither an derselben Stelle geblieben ist. Zur Verehrung dieses Baumriesen, der den Namen Götterbaum führt, ist ein Tempel errichtet worden, denn das Volk glaubt, daß ein Geist in dem Baume oder doch wenigstens in seiner Nähe hause und aus Voracht verehrt werden müsse. Die ungeheure Größe des Baumes ist das Resultat der Energie des Geistes, denn ohne die Gegenwart einer Gottheit wäre er gewiß nicht so groß geworden. In Hantian, fünf oder sechs Tagereisen südlich von Peking, befinden sich in einem Brunnen einige Eisenbarren. In Zeiten der Trockenheit werden sie nach Peking befördert und um Regen angerufen, was in einem Tempel nach dem andern so lange geschieht, bis Regen eintritt. Dann geleitet man sie ehrfürchtig wieder nach Hantian zurück und läßt sie an ihrer Stelle, bis man sie neuerdings braucht. In einem solchen Falle glaubt der Chinese, daß ein mächtiger Geist oder Genius in dem Brunnen wohnt und die Barren nach Peking und wieder zurück begleitet. So sieht der Fetischdienst der Gegenwart aus; in den alten Büchern findet sich keine Spur eines solchen. Gegenstände der Verehrung waren entweder individuelle Geister oder Naturobjekte. Die herrschenden Gewalten des Universums wurden in vier große Klassen von Gottheiten eingeteilt: die untergeordneten himmlischen Mächte, die höheren irdischen und die zahllosen Geister, welche Erde und Luft bevölkern. Die untergeordneten himmlischen Mächte waren die Jahreszeiten, Sonne, Mond, Stern, Hitze und Kälte, Flut und Trockenheit. Die irdischen Mächte bildeten die Gottheiten der Berge und Flüsse, und in die beiden letztgenannten Klassen gehörten die übrigen Geister. Obwohl von den menschlichen Geistern nichts gesagt wird, waren und sind sie Gegenstand der Verehrung in den Tempeln der Vorfahren. Im letzteren Falle bestand die Verehrung nur im Anien, Beten und Opfern.



Aus allen Gebieten.

Behandlung der Keller im Winter.

Man merke sich folgende Regeln für die Behandlung der Keller im Winter. 1) Die Kellerschäden sollen im Herbst so lange als möglich offen gelassen und nicht eher verschlossen werden, als bis die Temperatur mehrere Grade unter Null sinkt. 2) Sind die Keller tief im Boden, so dürfen die Kellerschäden noch mehr steigen, ehe eine Vorrichtungsmassregel erforderlich ist. 3) Trifft ein kalter Wind von einer Seite den Keller oder die Kellerschäden, zum Beispiel der Nord- oder Ostwind, so ist der Keller nach dieser Seite zu verschließen, aber nach der entgegengesetzten offen zu lassen. 4) Treten im Laufe des Winters milde Tage oder Tage mit unbedeutender Kälte ein, so sind die Kellerschäden während dieser Zeit zu öffnen, damit eine frische, kühle, reine Luft einströmen und die feuchte, dämpfe, schlechte Luft ausströmen kann. 5) Der Grund- lag, der im Sommer maßgebend ist: „Je kühler der Keller, desto besser“, gilt bis zu einem gewissen Grade auch für den Winter, denn die Nahrungsmittel leiden durch die Kälte im Keller erst dann, wenn die Temperatur darin unter Nullgrad herabsinkt.

Eine Rauchmaschine zur Kontrolle der Brennbarkeit und Brenndauer von Tabaksorten

Ist von dem bei den französischen Staats-Tabakmanufakturen angestellten Ingenieur Parenty erfunden und bereits mit Erfolg in Tätigkeit getreten. Will man rauchbare und namentlich gleichmässige Cigarren herstellen, so muß unter anderem die Brennbarkeit, beziehungsweise Brenndauer der einzelnen Tabaksorten ermittelt und auf Grund dieser Ermittlungen die beste Mischung für jede einzelne Cigarrensorte hergestellt werden. Die Brennbarkeit aber dadurch zu ermitteln, daß man aus den einzelnen Tabaksorten hergestellte Probecigarren rauchen läßt, ist ein sehr unzuverlässiges Verfahren, weil eine maschinenmäßige Gleichmässigkeit hierbei nicht zu erzielen ist. Dilem! Nebelhande hilft die Parentysche Maschine ab, indem sie nicht nur zu ermitteln gestattet, in wie viel Zeit eine aus der zu prüfenden Tabaksorte bestehende Cigarre herunterbrennt, sondern, was noch wichtiger ist, wie lange sie ohne Zugluft brennt, wie lange der Raucher zwischen den einzelnen Zügen pausieren darf. — Die Maschine raucht, was bisher kein Mensch fertig bekommen hat, sechs Cigarren auf einmal. Sie beruht auf der Anwendung der Wasseruhr, beziehungsweise auf einer durch Wasserabfluß aus einer Flasche, in deren Mündung die Cigarre gesteckt wird, entstehenden Luftströmung, welche einen Luftzug durch die Cigarre zur Folge hat. Sie verfährt also genau wie der Raucher, nur daß sie in ganz regelmäßigen Zeitabständen Luft einjagt. — Die Brenndauer aber wird mittels eines Chronometers festgestellt, nachdem die Maschine zweimal angezogen hat und die Cigarre sich daher in hellem Brande befindet.

Weinbau.

Das Ergebnis der letzten Weinlese in den Hauptweingegenden Deutschlands scheint nach den Berichten der „Allgem. Weinrevue“ mit wenigen Ausnahmen sowohl der Güte wie der Menge nach hinter den gehegten Erwartungen zurückzubleiben. Am Rheine stellt sich, je mehr die heurigen Weine probierbar werden, heraus, daß dieser Jahrgang in der Beschaffenheit sehr ungleich ausfällt; die Käufer nehmen deshalb dort vorläufig noch eine zu wartende Stellung ein. An der Mosel soll etwa nur ein Drittel der Ernte erzielt worden sein und dazu von minderer Güte als der dreiundachtzigste, ja das Kelterergebnis einzelner Lagen wird sogar unverblümt als fauer und dünn bezeichnet. Auch von derardt klagt man über gedrückte Preise, deren Ursache man dort in der reichen Ernte Elbschloßtrungen und Württembergs erblickt. In letzterem Lande werden von neunzehn Gemeinden des Oberamts Weiskirchen allein für 1884 und 1885 folgende Anbau- und Ertragsverhältnisse angegeben: 1258 beziehungsweise 1246 Hektar Weinberge mit 44,475 beziehungsweise 67,485 Hektoliter Wein, im Geldwerte von 1,920,243 Mark beziehungsweise 1,561,261 Mark; der höchste Preis war 83,33 Mark beziehungsweise 100 Mark, der niedrigste 23 Mark beziehungsweise 11 Mark das Hektoliter, die Güte also auch hier in diesem Jahre ungleich und im allgemeinen geringer.

Wetterfeste Metallanstriche.

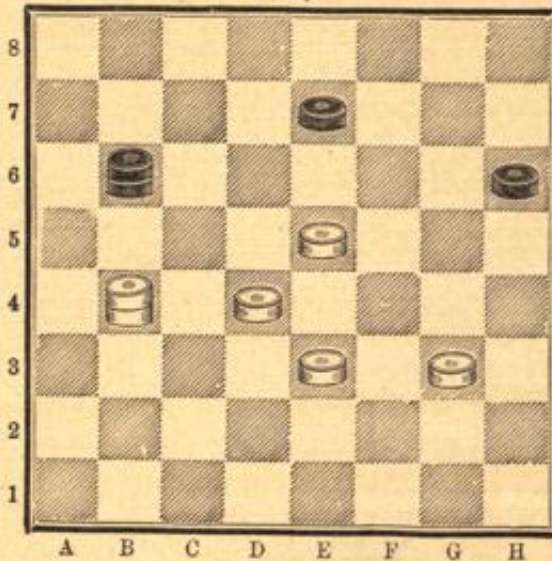
Die Grundlage zu wetterfesten Metallanstrichen bildet der vulkanisierte Firnis. Es ist dies der gewöhnliche Leinölfirnis, welcher 5–10 Prozent Schwefel in Lösung erhält. Die Verwitterung des Firnisses geschieht auf die Weise, daß man erstlich die entsprechende Gewichtsmenge Schwefelblüte in heissem Terpentinöl auflöst, sodann die aliquote Menge Leinölfirnis portionenweise zugeht und das Ganze sodann sehr innig verrührt. Dieser vulkanisierte Firnis ist schon an und für sich als ein vorzügliches Präservativmittel für Metall- und Blechornamente aller Art, sowie auch für Blechverdachungen aus Zink insbesondere zu betrachten, weil für die Oberfläche dieser Gegenstände in das betreffende Schwefelmetall überführt, welches an der schwarzbraunen Farbe zu erkennen ist und wodurch jede weitere Zerstörung durch Oxydation vollständig vermieden wird. Reist man überdies mit diesem Firnis Farbkörper von nicht metallischer Provenienz an oder verfährt man ihn mit einer Asphaltilösung, so erhält man ausgezeichnete, wetterfeste und feuchtigkeitsbeständige Anstriche auf Metall und Blech in Auswahl für jeweilig vorliegende Zwecke, daher man es vollkommen in seiner Macht hat, die eine oder die andere Modifikation in Anwendung zu bringen.

Damenspiel.

Aufgabe Nr. 8.

Aus dem polnisch-französischen Damenspiel.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 7 in Nr. 26:

- | | |
|------------------------|-----------------|
| 1) D. C5 — B6 . . . | 1) D. B8 — A7 . |
| 2) D. C3 — B4 . . . | 2) D. A7 — C8 . |
| 3) D. B4 — D6 . . . | 3) A3 — B2 . |
| 4) D. D6 — E5 . . . | 4) B2 — C1 D. |
| 5) D. E5 — F4 . . . | 5) D. C1 — D2 . |
| 6) D. F4 — G1 . . . | 6) D. D2 — C3 . |
| 7) D. F4 — G3 . . . | 7) H4 — F2 . |
| 8) D. G1 — E3 gewinnt. | |

Königsmarsch.

in	us	die	fer	nen	hei	le	ho
tung	er	den	vorff	mat	hö	he	fil
von	ei	nacht	des	der	haus	hin	das
ies	wie	mon	ler	von	berg	se	hen
al	mich	der	fil	dem	ge	den	je
dacht	es	grüßt	in	ich	früh	ling	ins
so	ge	an	der	de	ferun	Land	aus
oft	ich	die	und	brü	ter	mat	hin

Auflösung des Aufschrift-Problems Seite 335:

Zählt man jeden fünften Buchstaben (die Ziffern ebenfalls als Typen behandelt) dieser Aufschrift ab so lange, bis alle abgelesen sind, und setzt an Stelle desselben stets den unter diesen stehenden kleinen Buchstaben, so erhält man, wenn alle Typen der Aufschrift auf diese Weise abgezählt sind, die Worte:

Johann Strauß.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. G. Meyer in Bromberg. Das Rosenwasser erhalten Sie in jeder Apotheke und Droguenhandlung billiger und besser, als Sie es sich selbst herstellen können.

Abonnentin in Halle. Wir möchten Ihnen Zürich sehr empfehlen. Genf ist geräuschvoller, obwohl Sie auch dort ganz in der Nähe der Stadt ländlich-still leben können, ohne auf die Annehmlichkeit einer großen Stadt verzichten zu müssen.

Hrn. G. Kaffmeyer in Rotterdam. Jedes gute Antiquariat dieser Art, zum Beispiel das von Rosenthal in München. Bitten Sie um Kataloge.

Hrn. Rosa Kühne in D. Salzmischgeist — aber Vorsicht. Hr. J. B. in Ravensburg. Das ist schwierig. Wenn Sie selbst den Rat nicht haben, anzuhören, wir können es doch unmöglich bei der Angelegenheit für Sie thun — und nun erst gar in Berlin. Glauben Sie, daß diese so unüberwindlich wären?

H. G. 100. Nein, das geht wohl nicht. Versuchen Sie es mit Abkochung von Blaubeeren (Heidelbeeren).

Abonnent in Dresden. Der betreffende Gesandte, jedoch er kundigen Sie sich genau.

Hrn. August M. in St. Im Jahrgang 1880 unseres Journals finden Sie das ausführlich behandelt, der Vorzugspreis beträgt für Sie als Abonnent 3 Mark; Jahrgang 1879 ist vollständig vergriffen.

Hrn. Paul Meißner in Bernburg. So weit wir die deutschen Fortschritte kennen, ist das allgemein verboten. Die Behörde wird daher auch bei Ihnen im Recht sein.

Hrn. A. W. in Breslau. Der Verfasser von „Mein Leopold“ ist P. Arronge, Berlin.

Hrn. J. Seidler in Wien. Sie thun am besten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, auch wenn der Lehrer Ihrer Ansicht nach im Unrecht ist. Es macht keine Stimmung gegen den Schüler nicht besser, wenn Sie klagen.

Hrn. M. Kreißer in Frankfurt. Besten Dank für die gute Meinung und Anerkennung. Ja, das ist unser Streben.

Hrn. E. G. in Mannheim. Wenn Sie sich und vorstellen wollen — sehr schmeichelhaft. Bei einer so großen Reise sind ja zehn Stunden Eisenbahnfahrt wenig.

Abonnent in Mannheim. Werden Sie sich an einen guten Advokaten.

A. J. in Berlin. Das war ein Druckfehler. Der Ort in Ungarn heißt „Leibitz“ nicht „Leibniz“.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hrn. K. K. in Wilmshausen, Prag; Otilie Handl, Mannheim; Elise Braun, Ulm; Frieda Sauerlein, Zürich; Bertha Probst, Berlin; Emilie Wendelin, Bern; Antonie Wengst, Kopenhagen; Mina Allen, Kiel; Hermine Katiemann, St. Gallen; Emilie Gombert, London; Frau Amalie Syra, Hannover; Sophie Hornbortel, Bamberg; Erna Traut, Bludenz; Hrn. E. Buchalla, Leibitz; A. Friedmann, Ornontowiz; J. Fialla, Trief; P. Born, Ulm; W. Klimisch, Ebur; J. Heller, Baduz; H. Fohrenstein, Bamberg; J. Gran, Heilbronn; M. Nathan, Posen; G. Wendler, Ravensburg; J. Torkenburg, Danzig.

Hrn. Bertha Pilger in Augg. Wir empfehlen Ihnen als sehr praktisches Toilettenmittel den „Ratgeber für Kosmetik“ von Apotheker Georg Kühne (Dresden).

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. L. C. Abonnentin. Das Böttgerische und Mundelische Entsaugungsmittel sind unschädlich für die Haut. Das betreffende Geschäft ist uns unbekannt. Welches Mittel meinen Sie?

H. St., Abonnentin in Worbis. Wenn die Hände durch Erfröhen rot geworden sind, so raten wir Ihnen, Einreibungen mit folgendem Liniment zu machen: Kampfer, Seifen- und Terpentinöl je 15 Gramm, Salzwasser 8 Gramm.

Dr. Sch.

Anfragen.

26) Wie befestigt man Metallbuchstaben an eine Glasfensterscheibe, wenn der bekannte rote Kitt nicht praktisch sich erwies?

Antworten.

Auf 22, betreffend Thee, der Eisfengeruch angezogen hat, wieder wohlriechend zu machen: Es ist schwierig, Ihrem Thee den Seifen- geruch zu nehmen und ihn wieder wohlriechend zu machen. Vielleicht versuchen Sie mal, eine Probe in ein Sieb zu thun und den Thee ver- mittels einer kleinen Gießkanne mit kaltem Wasser abzuwaschen, um ihn darnach an der Luft zu trocknen. „Trockene Erwärmung“ ist unter keinen Umständen anzuraten, da die Fetttheile der Seife sich hierdurch noch mehr in den Thee einziehen. Das Abwaschen kann dem Thee höchstens etwas Geruch entziehen, wodurch er fast noch wohlriechender wird.

Redaktion: Otto Reisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Rime von St. Gurlott, Roman nach dem Englischen von W. Wenna. Fortsetzung. — Ueber Cellulose und seine Verwendung, von R. Raab (Zürich). — Ein Abenteuer am Wege zu den Goldminen in Süd- afrika, von G. Fischer. — Unerwünschte Aufschrift. — Pogos Romanian, Lebensbild eines Armeniers von Arthur Reist. — Das Geheimnis der Metalle, von H. A. — Das Rathaus in Breslau. — Einmal Glück und Schicksal, Roman von Oswald August König. Fortsetzung. — Fährdampf in China. — Aus allen Gebieten. — Damenspiel. — Königsmarsch. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Die Rime von St. Gurlott. Auf ihren Spuren lag Anne und mein Vater. — Ein Abenteuer am Wege zu den Goldminen in Süd- afrika, Zeichnung von H. Bird. — Unerwünschte Aufschrift, Zeichnung von J. Jellinek. — Das Rathaus in Breslau, nach einer Photographie von G. van der Linden in Breslau. — Hinter den Gassen des Jutes, nach Skizzen von G. W. Müller und A. Rüd.

Soeben wurde ausgegeben die zweite Lieferung der neuen wohlfeilen Ausgabe

des Prachtwerkes

PALÄSTINA

in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben

von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titel- bildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Durch Veranstaltung dieser neuen wohlfeilen Ausgabe, welche in 84 Lieferungen von je 3 Bogen zum Preise von nur 50 Pfennig pro Lieferung erscheint, ist nunmehr Jedem, der sich für Palästina und dessen Geschichte inter- essirt, dem Geistlichen, dem Schulmann, dem Kunstfreund, wie dem religiösen Familienhaupt die Anschaffung dieses grossartigsten und schönsten aller Prachtwerke über das Heilige Land ermöglicht.

Alle 8 Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue wohlfeile Ausgabe entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus senden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.

**Beethoven, Clementi,
Haydn, Mozart, Weber,**

Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von **J. Moscheles**. Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. Achte Auflage. Vollständig in 68 Lieferungen von zusammen 488 Notenbogen in elegantester Ausstattung.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Buchführung		
Original-Methoden des ver-einigten Sach-ver-ständi-gen.	einfach, doppelt, italienisch oder Prob- blatt der	Ameri- canischen
	* Buchführung *	
	Correspondenz, Rechnen, Comtoirkunde	Probe- Lectien für Schis- schrift.
	Gratis!	
	Keine Vorher- zahlung.	Garantirt gutes Resultat.
Adresse bitte genau: Erdes kaufm. Unterrichts-Institut „Postfach“ in Wien.		

Lassen
Sie
sich

Gratis

Prospect und Probe-
briefe kom-
men.

Auflage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Liebererungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Webenwelt.
Wöchentliche Zeitung
für Toilette- und
Handarbeiten. Mo-
natlich zwei Num-
mern. Preis viertel-
jährlich 21. 1.25 —
75 Nr. Jährlich
erscheinen:
24 Nummern mit Toi-
letten- und Hand-
arbeiten, enthalten-
gegen 2000 Abbil-
dungen mit Beschrei-
bung, welche das
ganze Gebiet der
Garderobe und Zeitwä-
sche für Damen, Kin-
der und Knaben, wie für das häusliche Ein-
richtungswesen, ebenso die Privatwä-
sche, Herren- und die Bett- und Tischwä-
sche in ihrem ganzen Um-
fange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmuthen für
400 Gegenstände der Garderobe und etwa
400 Ruhr-Versicherungen für Weiß- und
Flechtstoffe, Namens-Listern u.
Kontrollen werden jederzeit angenommen bei
allen Buchungen und Vorkäufen.
Probe-Kontrollen gratis und franco durch die
Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38.
Herrn L. Overhoff 811

CACAO-VERO.
entöltet, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ = Pfl.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Harzkäse. edde, pikant. Postrich. 94, 104
Wrt. 3. 60 inl. Info. geg. Nach-
nahme. Germ. Rasles jun., Harzburg.

Bauber- und Medalsbilder - Apparate, eigener Fabrik
f. Privat- u. öffentl. Ver-
stellungen. Illust. Kataloge
100 gr. u. fr. Wilhelm Bestig, Magdeburg

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerten
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78, Friedrichstrasse 78.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

„Berliner Tageblatt“

Das Berliner Tageblatt ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Es enthält die neuesten Nachrichten aus aller Welt, die wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Ereignisse, sowie eine reichhaltige literarische und wissenschaftliche Beilage. Die Redaktion ist in Berlin, Wilhelmstrasse 10, unter der Leitung des Verlegers, Herrn Dr. phil. phil. v. Gumboldt, und des Redakteurs, Herrn Dr. phil. phil. v. Gumboldt, besetzt.



Verleger: Dr. phil. phil. v. Gumboldt

Verlag: Berlin, Wilhelmstrasse 10. Druck: Berlin, Wilhelmstrasse 10. Preis: 1 Mk. 75 Pf. pro Quartal. Abonnement: 1 Mk. 75 Pf. pro Quartal. Einzelhefte: 10 Pf. pro Hef.

Berliner Tageblatt

nebst seinen wertvollen 4 Beiblättern: **Illustr. Witzblatt „ULK“**,
in erweitertem Umfange, **Vesteilistisches Sonntagsblatt „Deutsche Tische-
halle“**, **Neuigkeitenisches Beiblatt „Der Zeitgeist“**, **Mitteilungen
über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“.**

Man abonniert auf das **Berliner Tageblatt** nebst
obigen 4 Separat-Beiblättern bei sämtlichen **Postan-
halten d. deutschen Reiches** für den Betrag von nur:

Probe-Nummer gratis u. franko.

**für den Monat März
1 Mk. 75 Pf.**

**Alle neu hinzutretenden Abonnenten erhalten
gratis und franko den bis 1. März bereits erschienenen Teil des Romans von
Hermann Sudermann: „Frau Sorge“.**

Bad Thalkirchen bei München.
Wasserheil- und diätetische Anstalt. — Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Krankheiten. — Morphiumentwöhnungskuren (allmählich). Ausfuhrliche Prospekte gratis und franko durch
759 Dr. V. Stammer, Besitzer und Arzt.



Nein, mit einem unbärtigen Herrn mag ich nicht tanzen!



Fräulein, jetzt mag ich nicht.

Prof. Migargées Bart-Erzeuger.

Schriftliche Garantie für vollen unbedingten Erfolg und Unschädlichkeit ev. Rückzahlung des Betrages.
Diskretester Versand.
Allein echt à Flacon M. 3.
Doppelflacon M. 5. nur direkt von
H. de Longe & Cie. Köln.
Gau de Cologne- und Parfümerie-
Fabrik. 802

Der von anderer Seite annoncirte sogenannte „Bart-Erzeuger“ ist nichts als eine mehr oder weniger werthlose Nachahmung unseres altberühmten Prof. Migargées Bart-Erzeuger und warnen wir vor Ankauf solcher billigen und schlechten Ware, da wir jede ungeheuchelte Verbreitung solcher Imitationen sofort verfolgen werden.

Zur Bartterzeugung



ist das einzig sichere und reellste Mittel
Paul Bosses 737

Original-Mustaches-Balsam.

Erfolg garantiert innerhalb 4—6 Wochen. Für die Haut völlig unschädlich. Artificielle werden nicht mehr veröffentlicht.
Berard distrikt, auch gegen Nachnahme. Der
Hofe M. L. M. Dinetz zu beziehen von **Paul Goffe,**
Frankfurt a/M., Schildergasse 12. — In Wien; Möggers-

"Conf." **"Seht."**

Stottern!!

heißt schnell und sicher die Anstalt vom

Robert Ernst,

Berlin W., Potsdamerstrasse 37.

Prospekt gratis u. franko.

Honorar nach Heilung.

PATENT-

Besorgung und Verwertung.

J. Brandt, Zivil-Ingenieur,
Berlin SW., Anhaltstrasse 6.

150 Briefmarken für 1 Mk

Alle garantirt echt.

alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indi-
Chili, Java, Brechtowg., Australien, Sardi-
nien, Spanien, Viet. etc. K. Wiering
Barmbe.

Diese Anzeige erscheint
nur einmal!

Veräume daher niemand diese Gelegenheit,
sich eine dieser **wirklich guten** Uhren
anzuschaffen.

Mark 15²



ZUVERLÄSSIG ELEGANT DAUERHAFT

„Favorite“ - Remontoir - Ta-
scheuhren, mit soliden, hochlegen-
ten, Silberweisen Gehäusen, vorzüglichen,
äußerst zuverlässigen Werken; zum sofortigen
Gebrauch gefasst u. regulirt; 2 Jahre
schriftliche Garantie. Rückgefallene Uhren
nehmen innerhalb 8 Tagen, wenn unver-
fehrt, anstandslos zurück. Versand **nur**
gegen Einzahlung oder Nachnahme von
M. 15. — Damenuhren M. 18. — Porto
extra. 911

Frankfurt a. M. **Wild & Co.**

9½ B Kaffee

Peri Mocca, braun hellste Ref.	7.15
Santos, grün weiblän.	7.55 u. 7.95
Campinas, braun hellste	8.45
Java grün, hellste fein	8.85 u. 9.15
Peri grün, schön beram	9.50
Cuba, hellbraun gelblich	9.75
Javagelb, sehr hellste	10.25 u. 10.75
Goldjava, sehr hellste	11.50
Mocca arab., sehr feinste	13.60

Preise incl. Zoll und Porto
Ausföhr. Preislisten gratis.
A. K. Reiche & Co.
Hamburg.

Establiert Julius Gertig, 1842.
establiert Ferdinand Gertig 1883.
Fonds- und Lotterie-Geschäfte,
nach Bade-Anstalt, Hamburg.
 Referenz die Börse seit 1843.
 Devise: „Und wiederum hat man bei
 Gertigs Glück!“ — Prospekte an Kunden
 gratis und franko. Gewinnzahlung in
 bar, nicht in Loose! — Keine Börsen-
 speculation. Gewinnresultate 1885 brillant!
 — Correspondenz: Englisch, Fran-
 zösisch, Dänisch, Schwedisch. 819

Nasenkorrektur,
unkönn, misgeformte Nasen korrigirt ohne A-
rztbehandlung zu proportionirter Form die kö-
nnstliche Kluft in Nasen-Öffnungen, Schno-
renkranke Erleichterung gratis u. franco. Be-
ziehen 20 S.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Vertheilt u. einzeln Briefm.-Ztg.
4. Welt, 4 farbige Illustrationen.
u. Gratisbeigabe gibt u. monat-
lich mal erscheint. Probe No. grat.
vsn. Gehrdter Senf, Leipzig.

Mondamin.

Für Kinder u. Kranke sind Mondamin-Milch-Suppen u. Mondamin-Milch-Speisen besonders leichtverdaulich, nahrhaft und wohl-schmeckend (Monda-min erhöht die Ver-daulichkeit der Milch). Zu feinen Speisen, Pud-dings u. z. Suppenver-dickung vorzüglich. (Ersetzt Gelatine).

Mondamin ist ein entöltes Mais-Product, Fabr. **Brown & Polson**, k. u. Hoff. **Paisley** (Schottland) und **Berlin**, Heiligegeist-Str. 35 u. ist in feinen Esswaaren, n. Drog.-Handlg. in $\frac{1}{4}$ u. $\frac{1}{2}$ engl. Pf.-Packeten zu haben.

K Meine vorzüglich findenden vorläufige anaralenvigil werden in einer Ver-passung verhandelt, bei der Hungern Dursten, Erfrieren unmöglich ist.

K. Maschke, St. Andreasberg, Harz

Reiche Heiratvorläufige erhalten Sie sofort im verpackten Con-vert (discret). Porto 20 Pf., „General-Anzeiger“, Berlin SW. 61. J. Damen für

Crème Simon.

In einer Nacht beseitigt alle Rötter, Pusteln, Pickeln, Lippenrisse, ist unerlässlich gegen aufgetragene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiß, kräftigt und parfümiert sie. Dieses außerordentliche Produkt wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angenommen.

Erfinder *J. Simon*, 36, r. Provence, Paris Depot in den Apotheken u. Parfümerien

 Nur echt
mit dieser Schutzmarke.
Professor Dr. Lieber's
Nerven-Kraft-Elixir

zur bauernden, radikalen und fähigsten Ver-
eiden. Dauernde Heilung von Gleichschalt,
Angstgefühlen, Kopfschmerzen, Migräne, Herz-
klopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwer-
den etc.

Alles Weitere befragt das jeder Flasche
beiliegende Zirkulär. Preis $\frac{1}{2}$ Fl. Mk. 5.—,
ganze Fl. Mk. 9.—, gegen Einsendung
oder Nachnahme.

Haupt-Depot: M. Schulz,
Hannover, Schillerstr. Depots:

Dürk-Apothek., Stuttgart. Wöden- u. An-
geln-Apothek., München. Engel-Apothek.,
Würzburg. St. Anna-Apothek., Augsburg.
Central-Apothek., Reg. Resen-Apothek.,
Erfurtburg i/H. Ginhorn-Apothek., Abla.
Wiesengasse. Pharmacie internationale
Hamburg. Neumann 25. Wöden-Apothek.,
Dalle a/S. Albert-Apothek., Leipzig. Adler-
Apothek., Breslau. Ring 30. Kote Apo-
thek., Polen. Apothek. i. golden. Anter.
Graham-Erdlin. Alte Heil-Apothek., Wien.
Eisensteig. Apothek. P. Hartmann.
Südhorn i/Schweiz. Ferner zu beziehen
durch: Ernst Dietz, Dresden. Annenst.
Dr. Stahdestadt Rast., Frankfurt a/M.
Cyprienplatz. C. F. Dahms, Berlin. Kom-
mandantenstr. 8. Albert Neumann, Danzig.
Cito Kahlke, Königsberg i/P. Sachheimer-
Estrasse 44. 691

Neuester Romanverlag

der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)

in Stuttgart und Leipzig.

van Dewall, Der Kommandant. M. 5. — *van Dewall*, Sonnige Tage. M. 3. — *van Dewall*, Die Erbtante. 2 Bände. M. 8. — *Erhard*, Die Rose vom Haff. 3 Bde. M. 12. — *Erhard*, Turf und Parket. M. 5. — *Frenzel*, Nach der ersten Liebe. 2 Bde. M. 8. — *Geyern*, Die Domschenke. M. 5. — *Geyern*, Gräfin Resi. 3 Bde. M. 12. — *Jordan*, Die Sebaldis. 2 Bände. M. 10. — *Ompfeda*, Alte Schulden. M. 5. — *Reichenbach*, Durch. 2 Bde. M. 8. — *Reichenbach*, Coeurdamen. M. 5. — *Rosenthal-Bonin*, Schwarze Schatten. M. 4. 50. — *Samarow*, Die Saxoborussen. 3 Bde. M. 12. — *Samarow*, Der Adjutant der Kaiserin. 4 Bde. M. 15. — *Vischer*, Auch Einer. 2 Bde. M. 9. — *Vosmaer*, Amazone. M. 5.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.